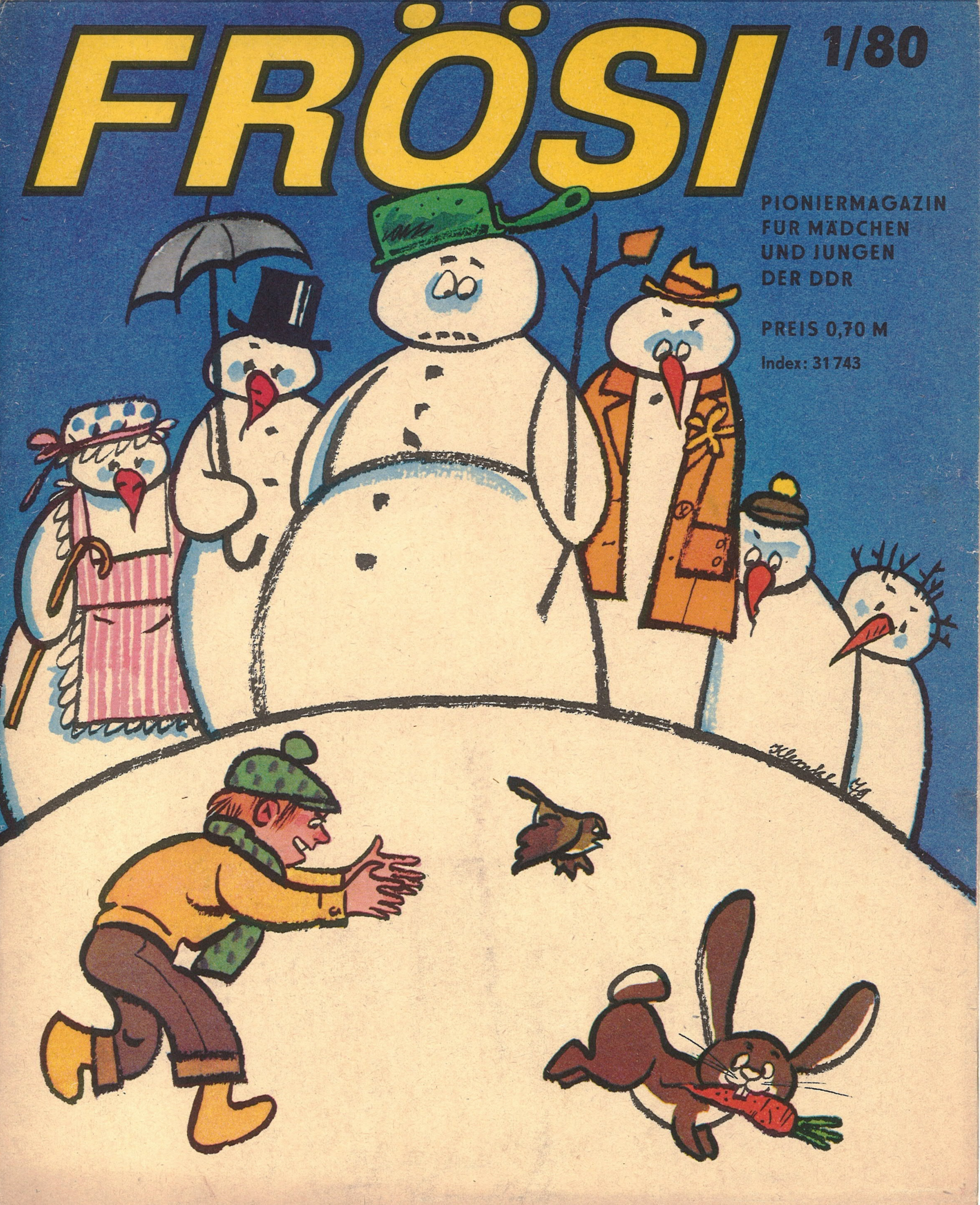
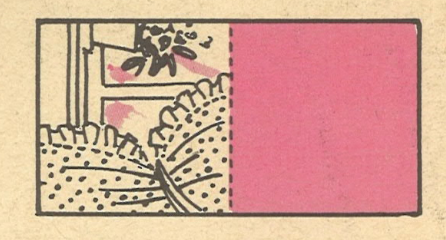
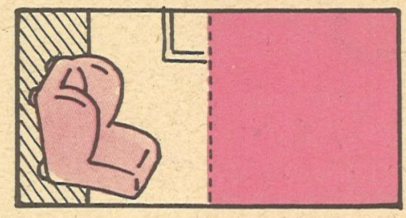


FRÖSI
1/80
PIONIERMAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31 743

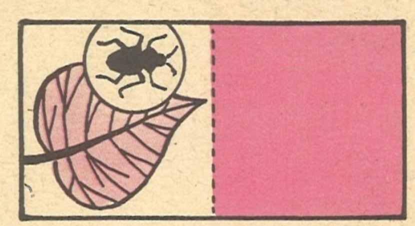


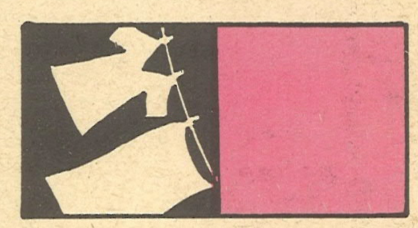
Rauf und runter

Das Spiel hier hat der VEB Chemiekombinat Bitterfeld für euch zeichnen lassen. Sehr bunt sieht die Seite aus. Die Zeichnungen links auf den Rechtecken entdeckt ihr stets mehrmals auf den Quadraten des „Spielfeldes" wieder. Sie haben alle mit Dingen zu tun, die euch allen gar nicht so unbekannt sein werden. Es geht um Erzeugnisse, die für den Kleingärtner, im Haushalt für die Reinigung und die Wäschepflege geschaffen wurden, so zum Beispiel:



WOFALOR	ein Weichspülmittel für die Wäsche;
WOFENA	ein Wäschebehandlungsmittel für die Gardinen, damit sie nach dem Waschen wieder wie neu aufgehängt werden können;
MUTOX P	ein insektizider Plaststreifen zur Bekämpfung von Fliegen und Mücken (Insektizid heißt soviel wie Insekten vernichtend);
PROTEXAN	ein Obstkonservierungsmittel;
CEKAPUR	ein Reiniger für Sanitärkeramik;
WONUK FLÜSSIG	Spritzmittel zur nichtselektiven Unkrautbekämpfung;
TAST EX	Korrekturpapier für Schreibmaschinen;
SOLO A	mit diesem Erzeugnis können textile Fußbodenbeläge imprägniert und gereinigt werden;
BI 58	wird als Pflanzenschutzmittel gegen Insekten angewendet.





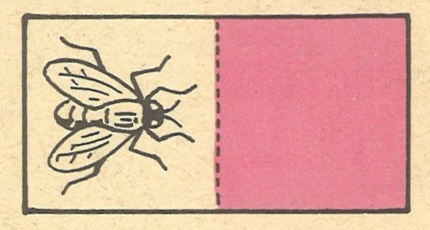
Nun zum Spiel:

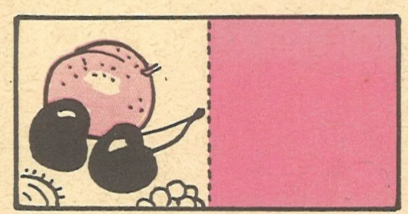
Schneidet zuerst einmal diese Seite an der punktierten Linie auseinander. Die großen und kleinen Rechtecke werden nach dem Ausschneiden an den punktierten Linien gefaltet und einzeln zusammengeklebt. Die Zahlenquadrate sind die „Figuren" zum Setzen. Die großen Quadrate werden gemischt und mit der Bildseite nach unten in einen Karton gelegt.

Das Spiel kann beginnen. Zwei bis vier Spieler können sich beteiligen. Der erste Spieler bekommt die beiden Einsen, der zweite die Zweien usw. Jeder legt eine seiner Zahlentäfelchen auf die entsprechende Zahl unten auf das Spielfeld. Der erste Spieler nimmt aus dem Karton ein Täfelchen und legt seine Spielmarke auf die gleiche Abbildung seiner Spielbahn. Haben mehrere Felder nebeneinander das gleiche Bild, kann man bis zum letzten Bild weiterrücken. Das Bildtäfelchen kommt wieder verdeckt (Bildseite unten) in den Karton zurück. Die Spieler sind abwechselnd an der Reihe. Jeder darf stets nur ein Kärtchen aus dem Karton ziehen.

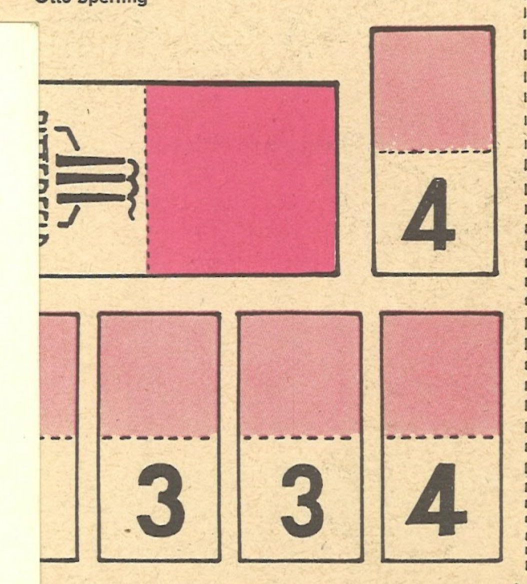
Bei den weiteren Zügen darf man seine Spielfigur nur auf das entsprechende Feld setzen, wenn es unmittelbar rechts, links, oben, unten oder in der Diagonalen liegt. Wer nicht ziehen kann, muß auf dem Feld stehenbleiben, bis er wieder an der Reihe ist. Wird ein Täfelchen mit dem Firmenzeichen des VEB Chemiekombinat gezogen, darf man auf ein beliebiges Feld weiterziehen. Ziel ist zunächst für jeden Spieler das Feld unter der Spielfeldmitte (weißer Kreis). Hierher gelangt man nur, wenn man das „Firmenzeichen" zieht. Wer es erreicht hat, darf mit seinem zweiten Zahlentäfelchen auf die gleiche Art sein Spielfeld durchlaufen. Dabei wird es bestimmt häufig rauf und runter gehen. Wer als erster seine beiden „Figuren" zum Mittelpunkt gebracht hat, ist Sieger.

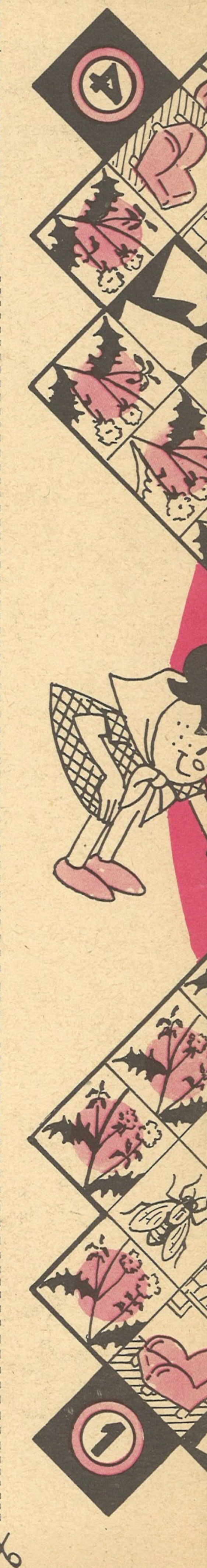
Text und Zeichnungen:
Otto Sperling

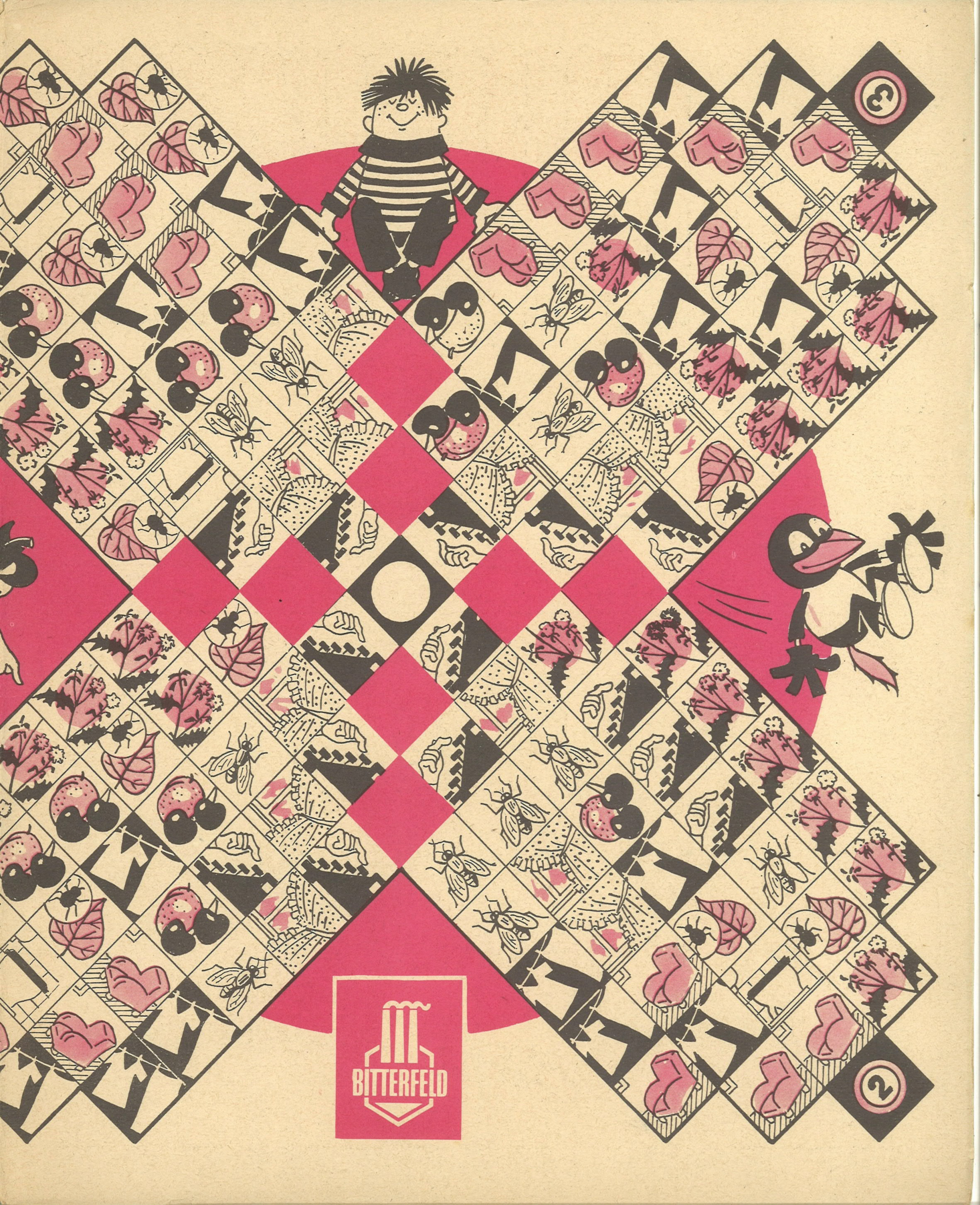


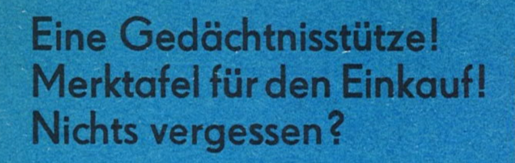








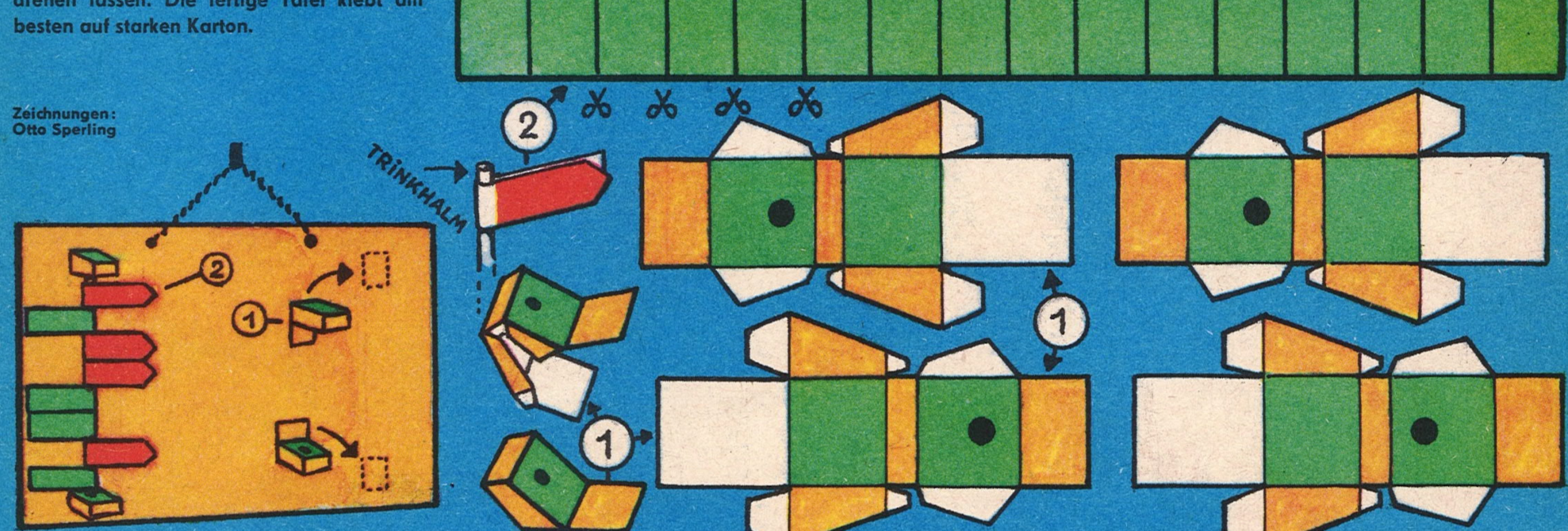

3
2
BITTERFELD



Eine Gedächtnisstütze! Merktafel für den Einkauf! Nichts vergessen?

Besser als drei Knoten im Taschentuch ist unsere Merktafel für den Einkauf. Sie läßt sich ganz einfach basteln. Wie das gemacht wird, könnt ihr aus den kleinen Zeichnungen sehen. Zwei halbe Trinkhalme schneidet auf die richtige Länge (etwa 10 Zentimeter). Die grün-weiß-roten Streifen werden so um die Trinkhalme geklebt, daß sie sich leicht drehen lassen. Die fertige Tafel klebt am besten auf starken Karton.

Zeichnungen:
Otto Sperling



EIER
BUTTER
MARGAR.
KÄSE
MILCH
BROT
MEHL
GRIESS

REIS
ZUCKER
SALZ
ESSIG
KAFFEE
SEIFE
WASCHPULVER
ZAHNPASTA

Zeichnungen: Richard Hambach

FRÖSI 1/80
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

Kein Geheimnis

Ob du es glaubst oder nicht: niemand hat mich je erfunden. Ich war schon immer da, objektiv, wie die Wissenschaftler sagen. Ich bin so alt wie die Welt, war beim Bau der Pyramiden dabei und fuhr mit den Wikingern zur See.
Ich stecke in der Schubkarre und „lebe“ im Flaschenöffner. Du siehst, ich bin ewig jung und vielseitig anwendbar.
Ein griechischer Philosoph und Wissenschaftler, Archimedes, wollte mit mir, als kraftumformende Einrichtung, sogar die Welt „aus den Angeln“ heben. Meine Arme sind mal gleich, mal ungleich. Für das Gleichgewicht an mir gilt ein Gesetz. Es steht im Physiklehrbuch der 7. Klasse, Seite 75. Wenn du jetzt nachdenkst, dürfte ich dir kein Geheimnis mehr sein.
Ich frage dich also:

1. Wie ist mein Name? Schreibe ihn auf eine Postkarte und schicke diese an „Frösi“, 1056 Berlin, PSF 37. Unbedingt dein Alter zum Absender schreiben!

2. Kannst du mir außer den Beispielen, die hier gezeigt und genannt wurden, noch mindestens eins nennen, wo ich in einer technischen Einrichtung Nutzen bringe?



Hereinspaziert!



Text: Frank Frenzel
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Horst Glocke

Montag war's, ein würdiger älterer Herr schritt würdigen Schrittes in Richtung Pionierpalast und erregte einiges Aufsehen. Nicht, daß würdig daherschreitende ältere Herren unbedingt Aufsehen erregen müssen, aber dieser erinnerte doch mehr an einen zerstreuten Professor, von dem man annehmen konnte, daß er einem Montagabend-Film-Freund-Film entsprungen war. Auf den Ringelpullover hatte er eine Krawatte geknotet, der zu große Hut rutschte über die kleinen Ohren, der lange Rauschebart wehte bis auf den Rücken, und der offene Mantel schlackerte um die Knickerbokkerhosen. Tüte, denn wer käme wohl sonst auf so eine verrückte Idee, hatte alle Verkleidungstricks aufgeboten, um sich völlig zu entstellen.
Nein, nein, erschrecken wollte er niemanden. Er hatte gewettet mit seinem Freund Mäxchen, denn der behauptete, daß im Berliner Pionierpalast „Ernst Thälmann" Erwachsene nirgends mitmachen dürften.
„So ein Quatsch", hatte Tüte lauthals losgemekkert, „Erwachsene dürfen überall mitmachen, wetten?" Und Mäxchen nahm die Herausforderung an.
Nun mußte der Dicke, da kein Erwachsener sich von ihm anstiften ließ, in Opa Krauses Hochgebirgs-Wanderanzug klettern und den schon erwähnten würdigen älteren Herren spielen ...
Vor dem Eingang standen zwei Jungen und sprachen ihn an: „Sind Sie der Souffleur für die Kinder-Oper?" „Selber Opa", brubbelte Tüte und ging hinein. Mäxchen lachte.
Im großen Foyer herrschte ein buntes Treiben. Hier kümmerte sich niemand um den brubbelnden „würdigen älteren Herren".
Tüte starrte auf die große Leuchttafel. Dort war das Programm abzulesen, und sein Blick fiel natürlich auf die Ankündigung des Backzirkels. „Da müssen wir hin", flötete er seinem Freund zu, griff Mäxchen am Arm und zerrte ihn mit.
Eine Herdplatte war noch frei. Der Dicke ging ran, aber umsonst. „Machen Sie doch den Platz bitte für Ihren Enkel frei." Mäxchen grinste, nahm ihm den Kochlöffel aus der Hand und begann mit dem Eierkuchenbacken. Tüte bebte innerlich vor Wut, aber äußerlich ließ er sich nichts anmerken. Und als Mäxchen ihn dann vom Eierkuchen kosten ließ, war er noch immer nicht versöhnt.
Beim Weiterschlendern entdeckten sie die Pionierdruckerei. Tüte wollte gerade hineinstürzen, da sprach ihn eine Pionier-Hostesse an: „Entschuldigen Sie bitte, sind Sie der Arbeiterveteran, der im Klub der Internationalen Freundschaft erwartet wird?" Tütes Augen leuchteten unter dem Klebstoff-Bart hervor. „Nein, bedaure", antwortete er sichtlich gerührt, und die Brust schwoll ihm etwas an. Schade, daß Mäxchen das nicht gehört hatte, aber der beobachtete Ines, die in der Pionierdruckerei arbeitete. Sie druckte gerade eine Zeitung für den Klub der Internationalen Freundschaft mit Gedichten vom Zirkel schreibender Pioniere.
Nächste Station: Spielzimmer mit allem, was das Herz erfreut – ferngesteuerte Autos, Puppenwagen, Tischtelefone und, und, und ...
Tüte stolzierte hinein, aber weit kam er auch hier nicht. „Guten Tag, mein Herr, Ihren Urenkel kön-



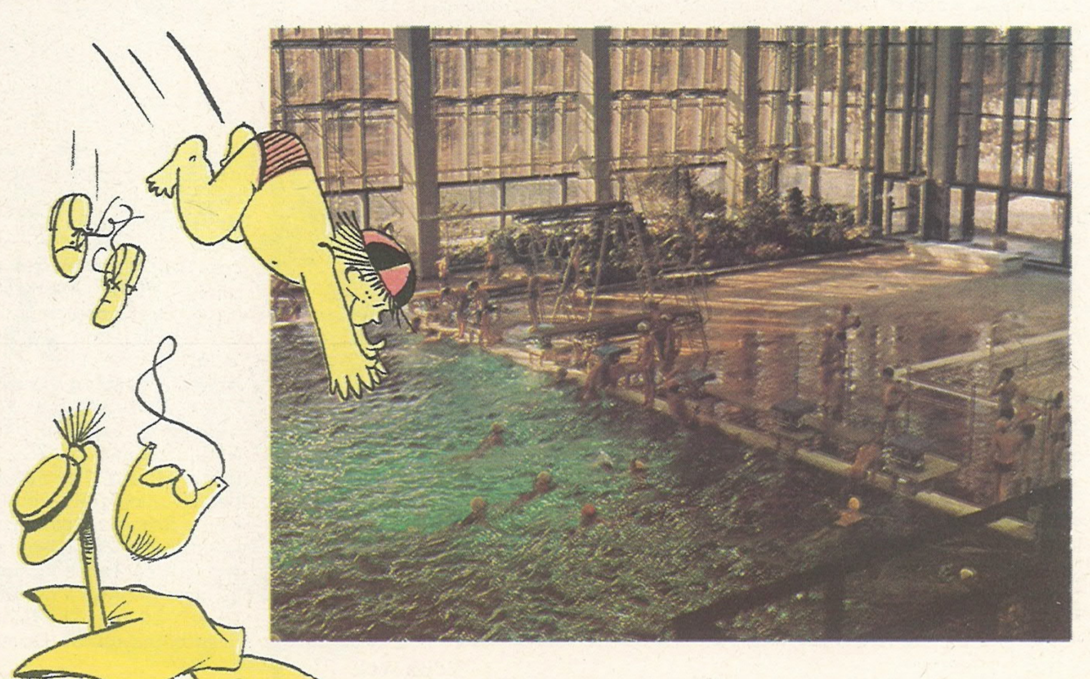




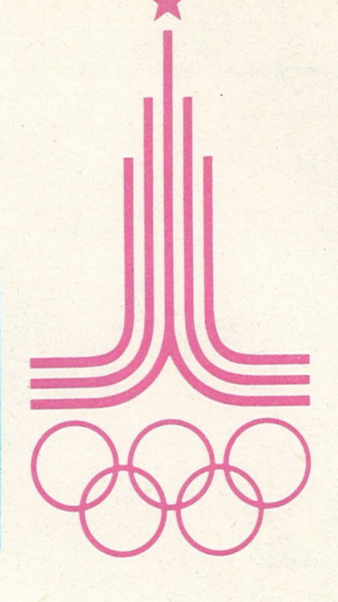
SCHÜRZE ZUBINDEN? BÄÄÄH!!!

nen Sie in einer halben Stunde wieder abholen", sagte die junge, hübsche Erzieherin und zu Mäxchen: „Na, mein Kleiner, nun such dir mal ein paar Spielsachen aus."
Tüte kippte fast aus den Latschen. „Meinen Urenkel können Sie behalten", polterte er los, stürzte aus dem Spielzimmer und entdeckte das Kosmonautenzentrum. Ja, das war was! Sollte Mäxchen doch mit den Puppenmuttis telefonieren und mit dem Spielkram Türmchen bauen – das hier war etwas für richtige Männer.
Der Dicke ließ sich in den Sessel vor dem großen Steuerpult fallen und grabschte nach den vielen Hebeln und Knöpfen. „Halt, halt, halt", rief eine Stimme aus dem Raumanzug im Sessel neben-an, die zu Ralph Lügger gehörte. „Sie können doch nicht an allen Knöpfen rumfummeln, das ist kein Grammophon, sondern der Flugleitstand unseres Raumschiffes." Und Ralph mußte es schließlich wissen, denn er ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Junge Kosmonauten. Tüte war sauer bis zum Geht-nicht-mehr. Sehr betreten schlich er von dannen und gelangte zum Keramikzirkel. Gaby und Lydia formten zusammen mit den anderen Zirkelmitgliedern kleine Dinge aus Ton: Vasen, Katzen, Schüsseln und Plaketten. Tüte wollte gerade kehrtmachen, als Gaby ihn ansprach: „Könnten Sie mir vielleicht helfen?" Und ob er konnte. „Machen Sie mir doch bitte die Schürze zu." Tüte knüpfte ein Schleifchen, verabschiedete sich und ging.
Mäxchen merkte, daß seinem Freund die Wut jeden Moment aus den Ohren kommen mußte, deshalb machte er einen grandiosen Vorschlag: „Gehen wir ins Schwimmbad. Da kannst du deinen Kopf etwas abkühlen." Tüte war Feuer und Flamme, doch der Schwimmeister trat ihm energisch entgegen: „Tut mir leid, mein Herr, das Schwimmbad ist nur für Kinder vorgesehen."

Tüte sackte in sich zusammen, drehte sich um und begann zu schluchzen. Seinem Freund Mäxchen brach fast das Herz, deshalb wandte er sich nochmals an den Schwimmeister. „Das ist doch mein Freund Tüte, der ist Mitglied in der Theatergruppe und kommt gerade von der Probe." Und hinter vorgehaltener Hand fügte er hinzu: „Er spielt nämlich in ‚Rumpelstilzchen' die Hauptrolle."
Der Schwimmeister war überrascht, klopfte dem Dicken auf die Schulter und brachte ihn bis zu den Umkleidekabinen. Tüte warf den Bart in die Ecke, stopfte Schlips und Hut in die Tasche, zog sich um, duschte und tauchte mit einem dicken „Platsch" im Wasser unter. Die Wette hatte er verloren, aber das war ihm nun egal. Und außerdem spielte er ernsthaft mit dem Gedanken, sich für den Keramikzirkel anzumelden. Daran hatte sicherlich Gaby Dannroth schuld – wetten?



Die Geschichte der Entstehung der Olympiastadt Moskau



Moskau, die Stadt der XXII. Olympischen Spiele, hat sich auf das große Sportereignis im Sommer dieses Jahres gut vorbereitet. Wie die heutige sowjetische Hauptstadt einmal entstand, erzählt dir dieser Beitrag.

Post betreffs Moskau

An den Fürsten Swjatoslaw, Herr zu Tschernigow
„... Besuch mich, mein Bruder, in Moskau ...!"

Juri Dolgoruki lud den Herrscher des nördlich von Kiew gelegenen Fürstentums auf seine neue Festung ein. Man schrieb das Jahr 1147. Der Brief erreichte seinen Empfänger nicht zu Hause. Ein reitender Herold brachte ihm die Botschaft nach Smolensk, wo er sich gerade mit den Truppen des dortigen Fürsten bekriegte.

Die Vasallen der Kiewer Rus – die Stadt am Dnepr bildete damals das Zentrum Rußlands – waren untereinander verfeindet, oft verbanden sich zwei oder drei um drei-vier andere zu befehden. Stets blieben die Bauern dabei die Dummen, die herrschaftlichen Pferde zertrampelten ihre Felder, die Kriegshorden brannten die Hütten und Höfe nieder. Jeder der Fürsten aber trachtete darauf, seinen Besitz zu mehren. Auch Juri Dolgoruki. Er wünschte sich das reiche Susdal unabhängig vom Kiewer Großfürsten, und darum mußte er sein Land gut schützen.

Eines Morgens ritt er bis an die Grenze seines Gebietes, erwog unterwegs, ob dieser oder jener Berg günstiger läge für einen Angriff, überlegte, wie er die Verteidigung sichern könnte. Hoch zu Roß trabte er die Neglinnaja entlang, die im dichten Wald zu verschwinden schien; hielt dann an auf einem Hügel, nahe der Stelle, wo der Fluß in die Moskwa mündete. Der Platz gefiel ihm.

Wasser für den Wallgraben war vorhanden, Holz für den Bau ebenfalls, man konnte von der kleinen Anhöhe aus weit über das Land blicken. „Hier bauen wir eine Festung, der Ort liegt günstig!" entschied der Fürst.

Ein paar einzelne Bauerngehöfte standen bereits in der Umgebung, wer dort wohnte, mußte nun seinem neuen Herrn Frondienste leisten. Der Bau begann schon bald. Die Häuser wurden aus Eichenholz gezimmert, die Mauern und Wachtürme bestanden aus Baumstämmen, dennoch war der fertige Kreml – so nennen die slawischen Völker eine Festung – groß und ansehnlich.

Juri Dolgoruki lud sich schon bald Gäste ein. Er schickte den bewußten Brief ab, in dem er seine Grenzfeste zum ersten Male Moskau nannte. Fürst Swjatoslaw erschien – am 4. April anno 1147 – mit mächtigem Gefolge. Es begleiteten ihn unter anderem sein Sohn Oleg und ein Neffe. Für den Besuch war ein köstliches Mahl gerichtet. Der Gastgeber sparte nicht mit prächtigen Geschenken. Oleg zum Beispiel erhielt einen Panther. Alle bestaunten das neue Bauwerk. Es dauerte nicht lange, da wußte jeder in der Kiewer Rus, der Susdaler Fürst war gut gerüstet.

Der Kreml zog bald auch Kaufleute an. Rasch dehnte sich eine Siedlung um ihn herum aus. Selbst Juri Dolgoruki, der schon mehrere Städte gegründet hatte, wunderte sich. Doch er zögerte nicht lange. 1156 beschloß der Susdaler Fürst: „Rings um Moskau ist eine Stadt zu bauen!"

Edith Wolf



Goldsucher fanden sich Anfang 1979 im erzgebirgischen Oberwiesenthal ein. 740 Pioniere und FDJler kämpften um 324 Gold-, Silber- und Bronzemedaillen in den Wintersportarten.

Und wenn in den nächsten Wochen in Lake Placid (USA) die DDR-Olympiakämpfer bei den Olympischen Winterspielen um Gold, Silber und Bronze kämpfen, dann sind viele unter ihnen, die bei Spartakiadewettkämpfen das erste Mal richtige Wettkampfluft „schnupperten".

Aus vielen Spartakiadeteilnehmern wurden Olympiakämpfer, die ihre sozialistische Heimat würdig vertraten und vertreten.

Der Sieger!

In dieser Disziplin sind ein sicheres Auge beim Schießen und schnelle Zeiten im Skilanglauf gefragt – beim Biathlon.

Thomas Pawliczek ist 13 Jahre alt und kommt aus Schwarzenberg. Jetzt trainiert er bei der SG Dynamo Zinnwald. Bei seinen Trainingskameraden und Freunden ist er als „Spaßmacher" beliebt. Die Spartakiadewettkämpfe begann Thomas „gemächlich". Über drei km, dem Handicap-Lauf, kam er auf einen „mageren" 4. Platz. „Hätte ich doch nur besser geschossen, dann wäre noch ein 3. Rang und die Bronzemedaille ‚drin' gewesen!"

Am nächsten Tag „läuft" es besser! Über sechs km, hier müssen einmal drei Schuß stehend und einmal drei Schuß liegend ins Ziel gebracht werden, holt sich Thomas mit der zweitbesten Laufzeit und null Fehlern beim Schießen seinen ersten Spartakiadesieg! Er ist glücklich.

Am dritten Tag erkämpft Thomas mit seinen Staffelkameraden Uwe Fischer und Ingo Fleischer das zweite Spartakiadegold! Damit ist er einer der erfolgreichsten Teilnehmer dieser Spartakiade!

Wenn Thomas nicht auf Skiern oder im Sommer auf Skirollern zu finden ist, dann jagt er dem Fußball nach oder hört Musik. Das sind seine Hobbys. Gute Leistungen in der Schule sind Ehrensache!

Auch ein Sieger!

„Denk an deine Arme. Alles andere geht von selbst!"

„Dieter, konzentrieren!"

Wettkampfatmosphäre an der Pionierschanze.

Die jungen Springer der Altersklasse 12 gehen über den Bakken. Unter den Springern ist auch René Gebhardt von der ASG Brotterode. Für die Spartakiadewettkämpfe hatte sich René eine Menge vorgenommen. Bei 65 Spezialspringern seiner Altersklasse, die an den Start gehen, wollte er unbedingt unter die ersten zwanzig kommen.

Mit diesem Vorsatz ging er beim Training an den Start – und stürzte!



Text und Fotos: Peter Klaus Eckert

Am nächsten Tag beim Probesprung vor dem Wettkampf ging ebenfalls alles schief, und René fiel ziemlich schwer auf die Nase.
Eigentlich Grund genug für ihn, der Schanze den Rücken zu kehren. Aber 30 Minuten später sprang René und stand seinen Sprung mit einer Weite von 27 Metern. Der Schanzenrekord steht bei 32,5 Metern. Auch den zweiten Sprung stand René mit einer Weite von 28,5 Metern. Damit belegte René im Feld der 65 Wettkämpfer den Platz 45.
Mag manch einer meinen, diese Leistung wäre nicht erwähnenswert. Einen Sieg hat René bei diesen Wettkämpfen bestimmt errungen, den Sieg über sich selbst!

Der Trainer!

Wer ihn suchte, fand ihn an der Strecke der Biathlon-Wettkämpfer. – Dieter Speer, heute Trainer bei Dynamo Zinnwald. 1971 wurde er als erster DDR-Sportler Weltmeister im Biathlon-Einzellauf. Ein Jahr später gewann er bei den Olympischen Winterspielen im japanischen Sapporo mit der DDR-Mannschaft eine Bronzemedaille. Beeindruckend war die sportliche Hilfe, die Dieter Speer dem sowjetischen Sportler Alexander Tichonow gab.
Dieter Speer lief sich für den Staffelwettbewerb warm, der schon gestartet war, als ganz in seiner Nähe ein Ski Tichonows brach. Ohne zu zögern lieh Dieter Speer dem sowjetischen Sportler seinen Ski, der damit das Rennen erfolgreich zu Ende laufen konnte.
Die sowjetische Mannschaft gewann so noch die Goldmedaille, die DDR-Mannschaft errang Bronze!
Das war eine Tat, die auch heute noch Maßstab für sportlich faires Verhalten ist und die vom Internationalen Olympischen Komitee mit einem Ehrendiplom gewürdigt wurde.
„Für mich gab es in dieser Situation kein großes Überlegen. Ich lieh Alexander Tichonow meinen Ski, obwohl das natürlich einige Risiken mit sich brachte. Wäre auch mein Ski bei Tichonow gebrochen, hätte ich keine Möglichkeit gehabt, einen anderen Ski zu benutzen, ich hätte das Rennen nicht aufnehmen können. Mit Alexander Tichonow verbindet mich heute eine enge persönliche Freundschaft."
Hier in Oberwiesenthal bei den Spartakiadewettkämpfen betreut Dieter Speer als „Wachsexperte" und Mitglied der Wettkampfjury den Biathlonnachwuchs.

Der Verlierer!

Nach Oberwiesenthal war Katrin Stoschek, 13 Jahre jung und Rennschlittensportlerin der BSG Medizin Friedrichroda mit dem Vorsatz gekommen, einen der ersten fünf Plätze in ihrer Sportart zu erkämpfen. Bei den Bezirksmeisterschaften hatte Katrin den zweiten Platz belegt, und das gab ihr Auftrieb. Sie trainierte auf der Spritzeisbahn zu Hause noch eifriger.
Dann kam der Wettkampftag in Oberwiesenthal, und nach dem dritten Wertungslauf waren Katrins Träume von einer guten Plazierung endgültig die Eisrinne hinuntergerutscht.
Sie wurde zwar mit jedem Lauf schneller, steigerte sich, aber am Ende langte es nur zum 20. Platz unter 24 Starterinnen.
„Ich kam einfach nicht mit der Bahn zurecht. Mehrmals bin ich mit dem Schlitten angebandelt und einmal sogar quergerutscht. Das kostet Sekunden!"
Katrin mußte hier, wie viele andere, die Erfahrung machen, daß Spartakiademedaillen hoch hängen! Doch die Spartakiadetage waren trotzdem ihr bisher schönstes Erlebnis und werden ihr Ansporn sein für kommende Trainingstage.



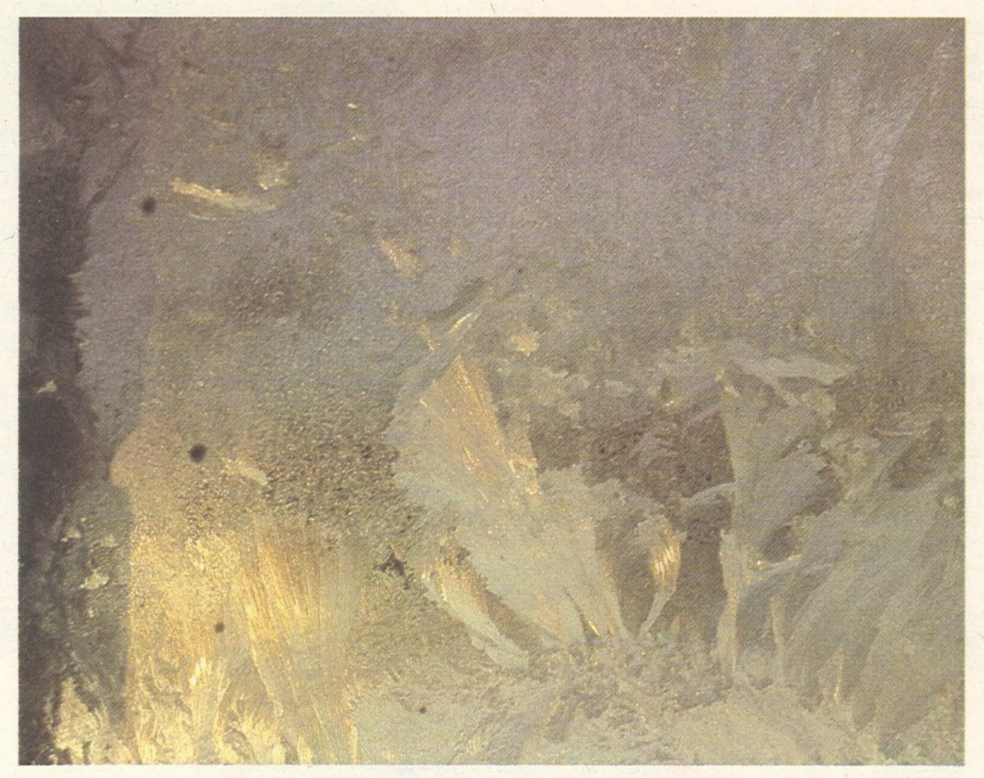


Foto: Herbert Schier

Eiskristalle an meinem Fenster

Die Eiskristalle, das sind auch Geschenke
des Winters für dein Fenster. Kannst du glauben.
Ein rasches Flattern weißer Wintertauben
schlug an das Glas. Ich seh darauf und denke,

daß diese Sätze von dem Ebenholz
und von Schneewittchen und den sieben Zwergen
sich höchstwahrscheinlich tief darin verbergen
wie auch der Spiegel und der eitle Stolz

der Königin. Wie war die doch so hart!
Das Eis trug plötzlich Schönheit und Gefahr,
daß es dem Mädchen kalt ums Herze war.
Schneewittchen, rot wie Blut, so jäh erstarrt!

Ich seh aufs Eis, soll ich das Märchen glauben?
Ich spür den Federschlag der weißen Tauben.

Jürgen Barber

TEE mit schwarzen Johannisbeeren

KURT DAVID

Beim Besteigen eines ziemlich hohen, mongolischen Berges hatte ich mir einen Zeh aufgerieben. Da ich die lächerlich kleine Wunde unbeachtet ließ, zog ich mir eine nicht ganz ungefährliche Infektion zu. Ich mußte ins Krankenhaus. Das war in Ulan-Bator, der Hauptstadt der Mongolischen Volksrepublik.

Nur durch ein weißes Nachtschränkchen getrennt, lag neben mir ein Mann, von dem ich lediglich den großen Kopf mit dem vollen weißen Haar sah. Wir sprachen wenig miteinander. Ich mehr zu ihm, als er zu mir. Furchtbare Schmerzen hinderten den Mann, längere Gespräche zu führen. So döste er oft vor sich hin, zwar mit geschlossenen Augen, aber meist ohne wirklich zu schlafen. Von ihm wußte ich nur, daß er ein ukrainischer Bergbau-Ingenieur war, der als sowjetischer Spezialist seit Jahren in einer Grube nahe Ulan-Bator mongolische Arbeiter anleitete. Und nun war er vor kurzem mit einem Jeep auf dem steinigen Geröll einer Paßstraße, die hinab zum Grubengelände führte, ins Rutschen geraten, in eine Schlucht gestürzt und lag jetzt mit angebrochener Wirbelsäule neben mir in diesem Krankenzimmer.

Täglich und pünktlich vierzehn Uhr besuchte ihn seine kleine, zerbrechlich wirkende Frau. Sie brachte ihm Äpfel, oft ein gebackenes Hähnchen, hin und wieder auch Kuchen und immer Tee, Tee mit schwarzen Johannisbeeren. Wenn sie mit ihrem Mann sprach, erging es ihr ähnlich wie mir mit ihm: Sie redete mehr als er. Manchmal küßte sie ihm die Stirn, manchmal strich sie über seine großen Hände. Sie redete auf ihn ein, daß er essen solle, worauf er nicht aß. Aber sie redete immer weiter, leise und eindringlich, warmherzig wie geduldig, worauf er dann doch zu essen anfing und sie ihm erneut die Stirn küßte, zum Dank, daß er nun doch gegessen hatte. In solchen Augenblicken schaute sie auch zu mir herüber, sagte: „Nicht war, essen muß er!"

„Natürlich muß er essen!" erwiderte ich.

Und sie zu ihm: „Hast du's gehört?"

Was er darauf antwortete, habe ich nicht verstanden, aber ich sah sie aus der buntbemalten Thermosflasche heißen Tee ins Glas gießen. Das Glas reichte sie mir herüber: „Wenn Sie mögen?" Ich mochte. Das heiße und beschlagene Glas in der Hand, beobachtete ich die schwarzen Johannisbeeren, wie sie auf den Grund hinabsanken.

„Er schmeckt gut", sagte ich, „vor allem mit den Beeren schmeckt er besonders."

„Die haben wir von zu Haus mitgebracht. Aus unserem Garten. Wir wohnen am Rande der Stadt, draußen." Und während sie das gesagt hatte, blickte sie nicht zu mir, sondern zu ihrem Mann. Von diesem Tag an tranken wir ihren Tee immer gemeinsam.

Mir fiel auf, daß ihr Mann mehr redete, je länger sie da war! Und war sie wieder gegangen, sprach er auch noch eine Zeitlang mit mir. Das war ihr Verdienst. Freilich, allzulange hielt das nicht vor. Er glitt dann zurück in seinen Schmerz, wartete, daß es bald wieder 14.00 Uhr würde und sie käme. Dazwischen aber lag eine lange Nacht, in der er länger wach lag als er schlief und in der ihn wohl der Gedanke quälte: Werde ich wieder laufen können?

„Sie gucken immer so traurig", sagte die Frau nach Tagen zu mir (wir tranken eben wieder gemeinsam diesen Tee).

Ich erwiderte, das käme ihr nur so vor. In ihrem Gesicht aber sah ich, daß sie es mir nicht glaubte. Sicher, gemessen am Unglück ihres Mannes, war mein infizierter Zeh nicht der Rede wert, kein Grund, traurig zu sein. Doch merkwürdig: Immer, wenn ich beobachtete, so von meinem Bett aus, wie die Sonne hinter dem hohen Fenster unterging, wurde mir unwillkürlich bewußt, daß ich neuntausend Kilometer von zu Haus entfernt in einem mir fremden Krankenhaus lag. Aber zuzugeben, daß mich etwas Heimweh bedrückte, schämte ich mich.

„Und Ihre Frau? Sie ist nicht mit hier?" fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf, erzählte, ich wäre nur einige Wochen im Land und wollte später ein Reisebuch schreiben.

„Kinder haben Sie auch?"

„Zwei."

„Jetzt weiß ich, weshalb sie immer so traurig gucken", sagte sie und lächelte wehmütig.

Von diesem Tag an brachte sie doppelt soviel Äpfel in unser Krankenzimmer, statt ein gebackenes Hähnchen, zwei, doppelt so viel Kuchen, und der Tee, der reichte sowieso schon aus für uns. Aber dann geschah noch etwas: Die Frau des ukrainischen Bergbau-Ingenieurs sagte an einem dieser Besuchsnachmittage, sie wollte mir eine besondere Freude machen und ein deutsches Lied singen, ein Volkslied, das sie früher – ach, das

wäre schon ...zig Jahre her! – in der Schule gelernt habe. Solch ein Liedchen würde mich bestimmt aufheitern! (Hier muß ich eingestehen, daß ich auf Volkslieder nicht allzusehr erpicht bin, so bedauerlich es auch sein mag, es ist nun mal so.) Trotzdem: Noch ehe ich mich ausgewundert hatte, sang sie schon, saß auf dem Bettrand ihres Mannes, sang mit dünner Stimme, die ganz zu ihrer zerbrechlich wirkenden Gestalt paßte, „Sah ein Knab ein Röslein stehn ...".

Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, glaube ich noch heut, damals vor Verlegenheit rot geworden zu sein. Schließlich war für mich die Situation so komisch wie rührend.

Nachher sagte der Mann: „Das hast du gut gemacht." Und „Otschen charascho!"

Ich sagte ähnliches, worauf die Verlegenheit jetzt in ihrem Gesicht zu erkennen war. Sie lächelte. Dabei blickte sie an die weißgekalkte Zimmerdecke, danach zum Fenster, hinter dem nichts zu sehen war als der blaue Himmel. Um sie von ihrer Verlegenheit abzulenken, fragte ich, wo sie wohnten, woher sie wären.

„Aus Saporoshje", antwortete sie.

Ich erschrak, brachte kein Wort hervor.

Die Frau blickte mich unentwegt an, so lange, bis sie zu ahnen schien, was in meinem Kopf vor sich ging; denn daß ich nicht jener Generation angehörte, die bei „Saporoshje" an das Auto „Saporoshez" denken, sah sie an meinem weißen Haar. Ihr Mann hingegen, der mein entsetztes Gesicht von seinem Bett aus nicht wahrnehmen konnte, deutete mein Schweigen anders, glaubte, mir erklären zu müssen, wo die große Stadt Saporoshje liegt. Also sagte er: „Am Dnepr."

Und sie sagte gleich hinterher: „Am Staudamm." An ihren Mann gewandt, meinte sie noch: „Vielleicht kennt er den Staudamm und unsere Stadt?"

„Warum nicht?" erwiderte er. „War ja oft genug in allen Zeitungen abgebildet."

Ich nickte, sagte: „Ja." Und weil das eine Ja ein bißchen wenig war, fügte ich hinzu: „Jaja, ich weiß schon Bescheid, kenne Stadt und Staudamm."

Das hatte ich leis gesagt, bedauernd und so leis, daß es der Mann wohl nicht hören konnte; denn sie sagte nochmal zu ihm: „Er weiß Bescheid, Sascha." Kurz darauf goß sie Tee nach und gab mir das Glas wieder in die Hand. Diesmal sah ich allerdings nicht die Beeren auf den Grund hinabsinken, ich blickte durch das Glas hindurch, sah mich im Krieg mit Tausenden Soldaten über den Staudamm von Saporoshje hasten, sah die großen Sprengladungen an Stahltrossen an der Staumauer herabhängen, beobachtete vom westlichen Steilufer des Dnepr, wie der Staudamm zerbarst, Beton, Stahl und Feuerschwänze in den Himmel spritzten, sah die brennenden Häuser, auch die kleinen am Rande der Stadt, und wie der Rauch nicht nur den Himmel verdunkelte, sondern auch das leuchtende Gelb der großen Sonnenblumen in den Gärten.

„Wir haben einen schönen Garten", sagte versonnen die Frau. „Nicht, Sascha, unser Garten ist schön?"

Und Sascha bestätigte das.

Tags darauf brachte mir die Frau in einem kleinen Stoffbeutel getrocknete, schwarze Johannisberen ins Krankenhaus und sagte: „Die nehmen Sie Ihrer Frau mit. Sonst weiß sie gar nicht, was wir zusammen immer getrunken haben."



Zeichnung: Jutta Mirtschin

Aus dem Aufruf zum Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" 1979/80 unter dem Motto:

„Wer Freundschaft hält, hat Freunde"

Liebe Mädchen und Jungen!

Der Wettstreit, zu dem wir Euch wie in den vergangenen sieben Jahren aufrufen, hat nun schon gute Tradition. Tradition nennt man eine bewährte Sache, die Jahr für Jahr wiederkehrt und gedeiht und fortlebt. Sie tut das aber nicht von alleine, man muß sie hegen und pflegen. Und Ihr seid die Heger und Pfleger. Andere haben wir nicht. Auf Euch kommt es an. Also, laßt Euch nicht lange bitten, fühlt Euch aufgerufen! ...

Das Motto ist uns eingefallen, als wir daran dachten, daß im Mai 1980 zum fünfunddreißigsten Mal der Tag gefeiert wird, an dem die Sowjetarmee, das bewaffnete sowjetische Volk, den deutschen Faschismus besiegte. Der Tag heißt „Tag der Befreiung". Er könnte auch „Tag der Freundschaft" heißen ...

Faßt Eure Gedanken und Gefühle dazu in Verse. Berichtet von Erlebnissen in anderen Ländern. Erzählt von Begegnungen mit Menschen aus anderen Ländern. Verfaßt Geschichten, Fabeln und Reportagen. Ihr könnt auch davon erzählen, wie Ihr in der Pioniergruppe, in der Arbeitsgemeinschaft, bei Sport und Spiel untereinander Freundschaft haltet. Schreibt auf, warum Euer Freund wirklich Euer Freund ist.

Vielleicht kennt Ihr die Geschichte „Vater ist mein bester Freund" von Günter Görlich. Fügt dieser Geschichte Euer eigenes Kapitel hinzu ...

Und eines noch: Wenn Ihr merkt, daß das Schreiben Spaß macht, auch wenn es anstrengt, dann seid Ihr auf dem richtigen Wege!

Helga Labs
Vorsitzende der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Am Wettbewerb können alle Pioniere und Schüler der Klassen 1 bis 7 sowie Zirkel schreibender Pioniere und Schüler teilnehmen.

Reicht Eure Beiträge beim Klub Junger Künstler Eurer Pionierfreundschaft ein. Mit Hilfe des Freundschaftspionierleiters werden Eure Arbeiten an die Bezirksleitung der FDJ geschickt. Kennwort: Literaturwettbewerb – „Wer Freundschaft hält, hat Freunde". Zirkelmitglieder senden die Beiträge direkt an die Bezirksleitung der FDJ. Der Wettbewerb läuft von September 1979 bis Februar 1980. Es werden nur Arbeiten gewertet, die folgende Angaben enthalten: Name und Vorname, Klasse oder Alter, Wohnanschrift und Anschrift der Schule, Bezirk, Entstehungsdatum der Arbeit.



Öffentlich geheim! Weitersagen – weitertragen!
„Frösi"-Reporter für Erlebtes und Erkundetes gesucht!
Reporter-Rapport zum 35. Jahrestag der Befreiung unseres Volkes vom Hitlerfaschismus!
Dank an gute Freunde mit Expeditionsergebnissen für ein Pioniertagebuch – unser

Tagebuch der Begegnungen

Jede Seite dieses Buches soll von Freude mit Freunden erzählen! Jede Zeile ein Zeugnis verläßlicher Gefährten zur Freundschaft mit der Sowjetunion sein!
Schreibe, male, berichte in Wort und Bild von den Expeditionen bei der Erfüllung des Pionierauftrages zu den Gedenkstätten des Kampfes der ruhmreichen Sowjetarmee und der deutschen Antifaschisten!
Erzähle von persönlichen Begegnungen mit Leninpionieren und Sowjetsoldaten. Schick uns einen Brief deines Brieffreundes oder einen Brief einer Freundesklasse im Bruderland Sowjetunion.
Schreib auf, wo dir die Spuren der Freundschaft mit der Sowjetunion täglich begegnen – in der Kaufhalle, auf der Straße, auf Baustellen, im Kino, Theater und in der Bibliothek.
Schildere Sportveranstaltungen mit sowjetischen Sportlern, die du persönlich besucht hast.
Zeige, welchen deutschen Antifaschisten du persönlich begegnet bist, berichte, was du über den Antifaschisten weißt, dessen Namen deine Straße, deine Schule oder deine Pionierfreundschaft trägt.

Gestalte mit „Frösi" das

Tagebuch der Begegnungen

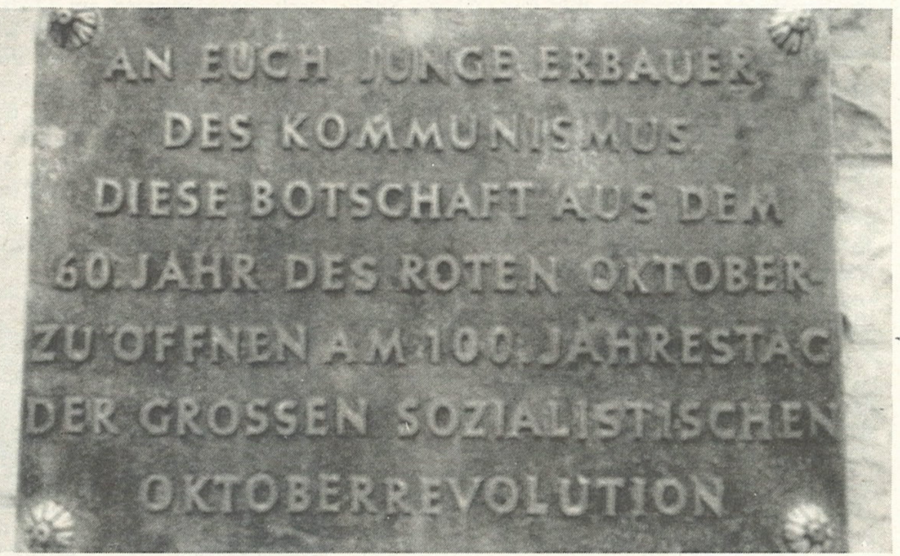
Deine Tagebuchseiten dürfen das Format A 4 nicht überschreiten. Gute Einsendungen werden mit der Teilnahme an einer Festveranstaltung im Pionierpalast ausgezeichnet.
Jeder, der am Tagebuch mitarbeitet, erhält eine Ehrenurkunde. Wer sich viel Mühe macht, erhält ein Ehrengeschenk. Schickt eure Tagebuchseiten an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß ist der 8. Mai 1980.

Das Testament

„Frösi"-Expedition zu Gedenkstätten des Weges der Befreier (2)

In den frühen Morgenstunden des 16. April 1945 waren die Vorbereitungen auf die Schlacht um Berlin abgeschlossen. 40 500 Soldaten der Roten Armee warteten auf den Befehl. Gut gerüstet standen 2 500 Panzer und über 14 000 Geschütze für diese entscheidende Auseinandersetzung mit der faschistischen Armee bereit.
Dann – punkt 3.00 Uhr – begann die Schlacht. Nach wuchtigen Schlägen der Artillerie sowie der Front- und Fernfliegerkräfte richteten um 3.20 Uhr plötzlich 140 Scheinwerfer ihr grelles Licht auf die faschistischen Stellungen. Mit dieser Überraschung gingen die Kämpfer der Infanterie und der Panzer zum Angriff über. Die Härte des Kampfes wird von zwei Zahlen unterstrichen: An diesem 16. April 1945 wurden zur Sicherung der Offensive von der Artillerie 1,2 Millionen Geschosse abgefeuert. Die Kämpfer der 16. und 18. Luftarmee flogen 6 500 Einsätze gegen die faschistischen Stellungen. Am Abend des 17. April 1945 sind die Seelower Höhen in sowjetischer Hand.
Dem Gedenken an die gefallenen Helden ist die Gedenkstätte der Befreiung in Seelow gewidmet. Sie ehrt 10 000 Soldaten und Offiziere der Sowjetarmee, die allein an dieser Stelle im Kampf um die Seelower Höhen ihr Leben lassen mußten und hier ihre letzte Ruhestätte fanden. Der sowjetische Bildhauer Lew Kerbel schuf dafür eine eindrucksvolle Bronzestatue, die einen kampfentschlossenen Sowjetsoldaten zeigt.
Gleichzeitig wurde der Bunker nachgebildet, der in den historischen Apriltagen dem sowjetischen Heerführer Marschall Shukow als Befehlsstand der 1. Belorussischen Front diente. Kampfbereitschaft und Entschlossenheit finden in der Chronik der Sowjetarmee ihren Ausdruck auch darin, daß in der Nacht vom 15. zum 16. April 1945 allein 2 000 Soldaten der 1. Belorussischen Front den Antrag stellten, Mitglied der Kommunistischen Partei der Sowjetunion zu werden.
Bevor der 19jährige Komsomolze Wladimir Iwanowitsch Tschurssin in den Kampf ging, schrieb er ein Testament nieder. Es trägt das Datum des 16. April 1945.
„Ich gehe ins Gefecht im Vollbewußtsein der Aufgabe, die uns die Partei der Kommunisten gestellt hat. Sollte ich fallen, so weiß ich, daß ich mein Leben für die Heimat hingebe. Ich bitte meine Kameraden, nicht haltzumachen, ehe sie die Mauern von Berlin sehen!"
Der unerschrockene Soldat fiel. Seine Kameraden erfüllten das Testament. Sie schrieben in sein Komsomoldokument:
„Dein Testament haben Deine Kameraden ehrlich vollstreckt: Berlin ist genommen!"
Für immer werden das Testament und das Komsomoldokument im Zentralmuseum der Sowjetarmee aufbewahrt.

Text und Fotos: Bärbel Rucht



Im Oktober 1977 hinterlegten Vertreter der jungen Generation aus Anlaß des 60. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution eine Botschaft für das Jahr 2000.

2 500 legendäre T 34 rollten allein in die Schlacht um die Seelower Höhen. Kriegstechnik aus dieser Zeit wird in der Gedenkstätte der Befreiung ausgestellt.



Ankunft in JAVA (1)

HERBERT FRIEDRICH

Im März 1595 schicken Amsterdamer Kaufleute vier Schiffe unter dem Kommando Cornelis de Houtman aus, die um Afrika herum Indien erreichen sollen, um dort unter Ausschaltung der portugiesischen Zwischenhändler Handel anzuknüpfen. Dabei stirbt bereits bis Madagaskar die Hälfte der Besatzung, vor allem an Skorbut, und der Stellvertreter Houtmans, der Commis Gerrit van Boninghen, gerät in seinen Auffassungen immer mehr in Widerspruch zu Houtman selbst. Die Flotte erreicht schließlich wirklich Indien, nämlich Java, aber Houtman nimmt die Gelegenheit wahr, seinen Widersacher Boninghen noch vorher auszuschalten.

Das Land zeigte sich bereits zwei Tage nach Pruijs' Hinrichtung. Im Angesicht dieser wunderbaren Insel Sumatra berief der Oberbefehlshaber Cornelis de Houtman den Schiffsrat ein.

Gerrit van Boninghen saß mit der Einladung da. War der Commis des Schiffes „Hollandia". Verwaltete ein Drittel der Kaufmannsgüter und das Vermögen dieser Flotte. Hatte sich behauptet seit Weihnachten, ein langes halbes Jahr über. Jetzt aber griff das Land nach ihm. Und er war dessen froh. Vor dem letzten Schiffsrat hatte er feige gekuscht. Pruijs war darob mit durchschossener Brust ins Wasser gestürzt. Nicht ewig konnte er sich diesem Schiffsrat entziehen.

Gerrit van Boninghen fuhr zur „Mauritius" hinüber, wo er ja auch genug Leute von sich wußte. Dort hievte er sich in die Kuhl, an diesem heißen Tag, gab sich forsch und lächelte. Leute saßen im Schatten. Vor Sumatras Küste stand weiß die Brandung.

Boninghen wandte sich dem Halbdeck zu, trat durch die Tür in Dämmer und Hitze. Houtman saß bereits da, unter dem Bild des Prinzen, kühl wie dieser, der gleiche Blick. Der Barbier, der ihm die Ringellöckchen gelegt hatte, stand noch an der Tür. Da setzte sich Gerrit van Boninghen in diese leere Kajüte, in der ein Schiffsrat zu tagen hatte. Setzte sich dem Houtman gegenüber. Ihre Augen maßen sich. Und keiner sprach. So viel Fragen hätte es gegeben. Gratulation für das Erreichen Indiens! Hatte es unbedingt noch der Jacob Pruijs sein müssen?

Während sie so saßen, stumm und voller Gedanken, füllte sich aber die Kajüte an, drängte sich alles herzu, ließ die Luft dick werden und heiß. Sie saßen schließlich so eng, daß sie kaum die Arme bewegen konnten. Boninghen preßte die Kramliste an sich, und immer noch zwängten sich welche in den Raum.

Da wurde es Boninghen endlich bewußt, daß das mehr war als der Schiffsrat, was sich hier versammelt hatte. Nicht ohne Grund war somit der Barbier dageblieben. Und diese Menge Steuerleute und Untersteuerleute, die wurden weiß Gott nicht zum Handel gebraucht. Und wenn das Thema der hiesigen Versammlung „Handel auf Java" gewesen wäre, dann hätten die Aspiranten eher dazugehört als die Ruderknechte!

Auf einmal wurde Boninghen die Hand mit der Liste schwer. Er spähte nach links und rechts. Breite Schultern in Wämsern, die verschwitzt waren. Ein Lichtblick war Keyser. Aber Keyser saß mit gesenktem Kopf. Und sonst alles wie gehabt, von Schellinger bis Mau, von Heynck bis van Hell – alles da! Trotzig, finster, ernst, mit krausen Stirnen, unruhigen Blicken, die die Richtung Boninghen mieden, als säße man hier zur Trauerfeier für den erschossenen Pruijs und nicht, um die Ankunft im indischen Land zu bejubeln.

Da litt es Boninghen nicht mehr, hier unter diesen Augen zu sitzen, unter kleinen Offizieren, die nichts mit Handel zu tun hätten. Er hob die Beine über die Bank, und als er endgültig stand, sagte Cornelis de Houtman in der Stille: „Ich klage Sie an, Gerrit van Boninghen, des mehrfachen Verrats an der Sache der Compagnie."

Nun kam alles auf Boninghen zu, nun feierten Schellingers elf Punkte eine gewaltige Auferstehung und fuhren gegen den Mann, der sich erhoben hatte, um seine Anklage entgegenzunehmen. Krampfhaft umklammerte er die Ladeliste, die hier nicht benötigt wurde. In die Falle gegangen, hämmerte es in ihm. Blind wie der Hai, hineingetappt, weil du dich selber nicht mehr riechen konntest seit dem Tod des kleinen Pruijs. Houtman hatte seine Zeit abgewartet, und nun, vor den indischen Gestaden, schlug er zu!

Und Keyser, schau mir in die Augen. Und Kackerlack, du hast mich am Christtag gerudert! Und keiner sonst für ihn? Oder wer überhaupt? Endlos waren Schellingers elf Punkte, die Houtman noch immer verlas. Boninghen trat zurück; einen halben Schritt nur kam er, dann blies ihm einer warmen Atem in den Nacken.

„Das nennt sich Schiffsrat über den Handel in Indien?" schrie er los. Und hatte einmal angeboten, sich öffentlich zu verteidigen, unter bloßem Himmel, vor allem Schiffsvolk. Und den Bottelier, den Barbier brauchte man hier, um Türen abzusperren. Und die Steuerleute, um Fluchtwege abzuschneiden. Schellinger, van Hell, Muelenaer rief er an. „Dieser Streich paßt für einen, in dessen Tagebuch nichts als Intrigen stehen!"

Da sagte Houtman kalt: „Wenn Sie jetzt nicht das Maul halten, lasse ich Sie fesseln und knebeln. Hören wir noch das Zeugnis des Aspiranten Eemskerck."

Nicht die Drohung brachte Boninghen zum Schweigen, sondern die Nennung dieses Namens. Der junge Eemskerck! Er streckte den Kopf vor; in persona war Eemskerck allerdings nicht vertreten.

Aus Houtmans fleischigem Mund kam nun das, was Eemskerck aufgesetzt hatte. Das Hemd von der Besanrah als Zeichen für Boninghens Männer, sich unverzüglich an Bord zu begeben, um mit dem Schiff nach Melinde durchzugehen. Die Faust, die das Messer meuchlings in Houtmans Leib rennen sollte! Nun brauchte den Gerrit van Boninghen keiner mehr um Ruhe zu ersuchen. Das, was Houtman unter dem Namen Eemskerck verlas, verschloß Boninghen den Mund. Feucht waren ihm Gesicht und Bart, sein Herz schlug wild, und er meinte, dies Ungeheuerliche könne kein Mensch ertragen. Wenn Eemskerck zugegen gewesen wäre, dann hätte er vielleicht noch geschrien.

Freund! Nun äußere dich! Aber gegen so viel Falsch konnte er nicht losgehen. Lügen, Halbwahrheiten, Dinge aus dem Zusammenhang genommen. Ein Schwall von Worten, eine Flut,



Zeichnung: Adelheim Dietzel

gegen die Schellingers Schrift ein harmloses Luftpusten gewesen war ...
Irgendwie sank er dann doch wieder hin auf die Bank, wobei er auf einmal viel Platz hatte, weil alles die Berührung mit ihm scheute. Der Schiffsrat verurteilte Gerrit van Boninghen, daß er gefangengesetzt werde auf der „Mauritius". „Wenn es aber geschieht, daß er Streit anfängt oder Meuterei anstiftet, sei es durch Schreiben, Botschaften oder dergleichen, oder wenn er gar versucht auszubrechen, soll er je nach der Sache ohne Gnade bestraft werden ..."
Er selber brachte kein Wort hervor. Das Unmaß an Hohn und Beschuldigung zwang ihn zu Boden. Der Schädel dröhnte ihm, auf den man ihn geschlagen hatte wie einen Ochsen.
Wie sie abstimmten, sah er zu. Wie ihre furchigen Finger in die Höhe fuhren. Die Schiffer. Die Commisse. Die Steuerleute. Die Untersteuerleute. Der Barbier. Bottelier. Alles gegen ihn. Keyser, Freund! Gegen ihn. Kaufst du dein Leben, deine Glückseligkeit? Zwanzig Leute im Raum. Zwanzig Männer gegen Boninghen. Taumlig, mit trokkenem Mund, saß er, wurde dann hochgezerrt. Half selber etwas nach. Schon führten ihn zwei nach der Tür.
Sie schleppten ihn durchs ganze Schiff. An seinen Kanonen vorbei, zum Bug, zum Kabelgat. Weder Sonne noch Mond. Noch Indien. Noch Handel. Wie betäubt kroch er von selber in das Verließ. Hinderte sie nicht, ihm die Schellen um Füße und Hände zu legen. Die Ketten klirrten, und daran mußte er sich noch gewöhnen.

*

Er lag lange. Der Tag sank hin. Er mühte sich, gleichmäßig zu atmen, in Hitze, in Dämmer, in Nacht dann. Er fand keinen Schlaf. Er glaubte nicht, daß dies von langer Dauer sein könne, dies Hierliegen auf schimmligem Stroh. Arme und Beine konnte er nicht mehr gebrauchen, das war neu für ihn.
Er dämmerte ein, dann schob eine Hand Näpfe neben ihn, warmes Wasser, ein wenig Reis. Er berührte die Nahrung nicht; sah nun scharf in der Dämmerung wie ein Nachttier. Der breite Bug teilte unwillig die Meeresflut, das Schiff fuhr, Schritte und Pfiffe, Lieder am Spill, Schreie des Ausgucks, es gab genug Geräusche. Knacken und Knarren, Masten und Ratten. Er würde das noch unterscheiden lernen. Ausgestreckt lag er, oft saß er. Die Ketten um die Handgelenke waren schwer. Einmal kam einer, schob sich hinter dem Ankerbock vor, setzte sich zu ihm. Nicht Keyser, nicht Biesman. Barent Heynck saß da! Rechte Hand des Houtman. Sekretär der Flotte. Ausfertiger einer Menge Befehle. Beschaust du dir ein Tier?
Boninghen wandte das Gesicht ab, so gut es ging, richtete es lieber dem rissigen, duftenden Holz zu, schloß die Augen.
„Ich habe es nicht verhindern können", sagte Heynck leise.
„Aber ich krieg dich raus. Ich hab ihn in der Hand. Ich zwing ihn, Gerrit, du wirst sehen. Wir singen wieder in Amsterdam." Es redete Heynck, malte Gemälde über das liebliche Leben. Boninghen drehte ihm den Kopf zu; ein Rauschen war in ihm wie von einer großen Brandung.
„Geh", zischte Boninghen, „geh, Heynck, und sing mir nicht in die Ohren. Was willst du noch aus mir herausholen? Brauchst du noch was, was du über mich erfinden sollst, vielleicht helf ich dir nach. Geh, oder ich spuck dir ins Gesicht ...!"
Heynck ging. Kam wieder anderntags, setzte sich geradeso hin, als habe es keine Beschimpfungen gegeben. Ich hol dich raus, sei zuversichtlich, Gerrit ...
Täglich kam Heynck, berichtete, wie sich die Schiffe in die gebirgige, zerschrundete Sundastraße hineinfädelten. Ließ sich verfluchen. Brachte Früchte. Versicherte in der Dämmerung, um tags darauf wieder Gestalt anzunehmen.
Der Gefesselte mochte den Mann Heynck nicht, der ihn mit seiner bloßen Anwesenheit verhöhnte, das einzige menschliche Wesen, das er Tag für Tag sah. Er nahm die Schüssel mit Wasser und schüttete sie in das verhaßte Gesicht.
Da kam Heynck zwei Tage nicht, und nun wartete Boninghen. Starrte das Holz an, die Decke, die Balken und Pfosten, das Ankerkabel, Tauwerk. Die Ketten befingerte er. Nach dem Krug griff er. Soff wie ein Tier. Wartete auf seinen Reis, der wirklich dann irgendwie dastand. Sah seinen Keyser nicht, nicht den Biesman. Wenn doch wenigstens Heynck käme.
Heynck kam, und Boninghen war es satt.
Und wieder ein Tag, und wieder Heynck. Einen Lotsen hätten sie nun auch. Und in Bantam, warte nur, Gerrit, in Bantam helf ich dir von den Ketten! Boninghen drehte es im Kopf von Schwüle und schlechter Luft.
Kein Wort glaubte er dem Heynck. Ewig würde er hier liegen. Von Heynck zur Flucht überredet werden und dann verraten wie von Eemskerck. Und dann auf die Planke, über das Wasser. Das nur wollten sie doch! Und dennoch wartete er auf Heynck, der ihm von draußen berichtete.
„Ich glaube dir nicht, Barent Heynck", flüsterte Boninghen eines Abends. „Wenn es dir ernst ist und du für mich etwas tun willst, dann ..."
„... dann ...?"
„... dann bring mir den Hund Borrel in mein Gefängnis! Da hab ich einen Gefährten, der mir lieb ist."
Kein Wort sagte Heynck. Lange noch saß er.
Am nächsten Tag kam er. Mit Borrel. Boninghen zog den Hund an sich, struppiges Fell, Geruch nach Tier, er drückte sein Gesicht gegen diesen Leib, und dann schluchzte es aus ihm heraus.
Borrel fiepte leise, mit feuchter Schnauze. Seine Zunge fuhr Boninghen über die geschundenen Handgelenke. An diesem Tag ging Heynck, ohne etwas zu erzählen. Der Hund blieb bei dem Gefangenen.
Der Anker rasselte in die Tiefe, es schmerzte Boninghen im Kopf, so nahe dröhnte der Lärm. Das Ankerkabel spulte sich ab. Da lagen die Schiffe vor der schönen Stadt Bantam, was Boninghen nicht wußte, weil kein Heynck kam, ihm das zu berichten. Er sagte es seinem Hund: Wir liegen still. Die Fahrt von Madagaskar her ist vorüber.

*

Dreizehn Tage nach der Gefangensetzung Boninghens ankerte die Flotte auf der Reede zu Bantam. Houtman wollte unbedingt, daß ein Fest ausgerichtet werde, da man Indien erreicht hätte. In der Staatskajüte war die Tafel gedeckt mit allem, was ihnen Indien bis jetzt zu bieten hatte. Houtman lächelte, frisch frisiert, angetan mit den besten Kleidern, schaute über seine Leute. Tote hatte es gekostet, Rebellion war zu überwinden gewesen. Aber nun ... Mit einer kleinen, wohlgesetzten Rede dankte Houtman allen, die ihm geholfen hatten.
„Ich hab die große Freude", sagte Cornelis de Houtman, einen Becher in der Hand, „im Namen der Compagnie nach dem Erreichen Indiens euch Commisse zu Kapitänen ernennen zu dürfen. Ich beglückwünsche Sie, Barent Heynck von der ‚Mauritius', Reynier van Hell von der ‚Amsterdam', Jan Jans Kaerel von der ‚Hollandia'." Und Heynck hörte den Hund Borrel kläffen. Und für van Hell hatte es sich gelohnt, dem Bouwer Wein saufen zu geben. Und kein Kapitän war jünger als Kaerel. „Mein Titel von heute an", sagte Houtman, „ist Kapitänmajor".
Da galt es freilich zu essen und zu trinken, und Houtman neben Heynck hieb ihm die Hand auf die Schulter. Auf Indien, Barent Heynck! Und van Hell sang.
Die Kajüte wackelte, so trampelten sie mit den Füßen; und der Wein war gut. Houtman saß, den Arm um Heyncks Schulter.
Da spürte Barent Heynck diese Schulter und ein Ziehen im Herzen und noch tiefer im Magen. Etwas stieß ihn auf, Wein oder Melone. Ganz Indien kam ihm plötzlich hoch. Vorsichtig legte er Houtmans Arm von der Schulter. Stand dann da, die Kajüte kreiste um ihn, Röte schoß ihm ins Gesicht. Auf einmal biß ihn ein fürchterlicher Schmerz im Magen. Es krümmte ihn zusammen. Er torkelte vor, einer griff nach ihm. Er konnte nicht mehr richtig sehen. Hörte lachen. Vermochte nichts mehr zu begreifen. Stürzte vornüber.
Vier Männer schleppten den ohnmächtigen Heynck in seine Koje. Speichel troff ihm aus dem Mund, und nun war er sehr bleich, die Lippen blau. Kaerel beugte sich entsetzt über ihn. Kapitän van Hell lachte noch. Indien will verstanden sein mit seinen Genüssen! Irgendwie stand dann auch der Oberbarbier der „Mauritius" da. In seinem eigenen Dreck und Gestank lag Heynck, bäumte sich auf, starrte zur Decke hoch. Augenweiß rot. Krämpfe schüttelten ihn; er hörte immer einen Hund heulen. Dann streckte er sich aus. Tot.
Keine Stunde, nachdem es ihn von der Tafel weggetrieben hatte. Noch am gleichen Abend wurde der Kapitän Barent Heynck in der Bai von Bantam ins Meer gesenkt, in der Nähe einer Insel, die von nun ab ihm zu Ehren die Barent-Insel hieß. Auf Houtmans Befehl. Ehre, wem Ehre gebührt.

*

In der Tiefe des Schiffes „Mauritius" lag in Ketten der degradierte Commis Gerrit van Boninghen, der nie Kapitän geworden war, und wartete auf Heynck, und hatte den Hund neben sich, den Beweis, daß Heynck es ehrlich mit ihm gemeint hätte. Und hatte dann Reis und Wasser statt Palmwein und Betel. Hatte eine Hand, die ihm das hinschob. Hatte keinen Heynck. Hatte dann den bärtigen Mund eines Bootsmannes, der aussprach, daß nun nie mehr mit Heynck zu rechnen sei, da Heynck eingegangen sei in den großen Frieden.
Da schien alles Leben aus Boninghen gewichen. Er lag wie totes Fleisch. Unnütze Ketten. Borrel stieß die Nase an sein Ohr. War bis jetzt immer noch ein leiser Zweifel in ihm gewesen an Treue und Ehrlichkeit des Barent Heynck, so hatte das endgültig getilgt dieses Mannes Tod.

Auszug aus dem Buch „Der Vogel Eeme. Die Reise des Cornelis de Houtman nach Ostindien 1595–97", erscheint im Verlag Neues Leben Berlin.

Commis = Der Vertreter der Kaufleute auf dem Schiff, verantwortlich für den Handel

Bottelier = Verwahrer des Speisevorrats auf Schiffen

Kabelgat = Raum, in dem das Ankerkabel untergebracht ist

Reede = geschützter Ankerplatz an einer Küste

Aspirant = Gehilfe, der den Handel erlernen will



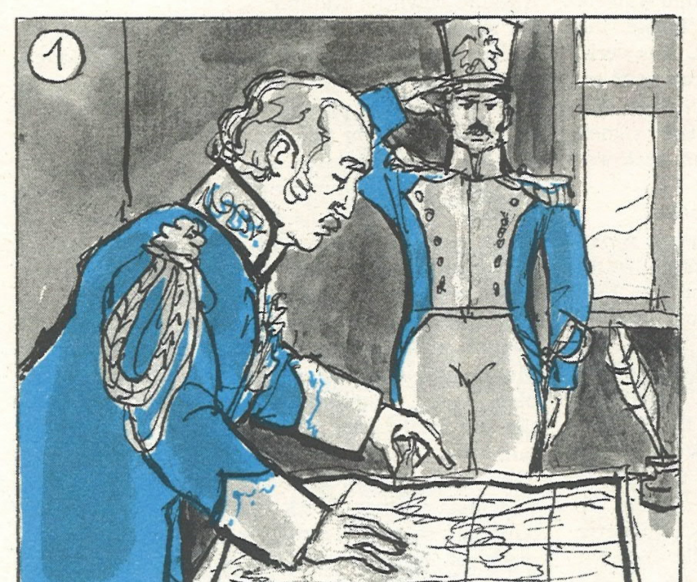
Text und Zeichnungen: Hans Betcke

Oktober 1806. Preußen befindet sich im Krieg gegen Napoleon. Der Dragoneroffizier Ferdinand von Schill und sein Bursche Franz Neugebauer, ein Bauernsohn, gehören zu den Tausenden, die zur Verteidigung des Landes aufgeboten sind. – Schill hat dem Franz das Leben gerettet, als er auf Befehl seines Peinigers, Major Teplin, zu Tode geprügelt werden sollte.



2. TEIL · Verwegener Reiter für die Freiheit

Nach Motiven des Romans „Rebellen" von Herbert Ziergiebel



1. Die preußische Hauptmacht liegt im Raum von Jena der Armee Napoleons gegenüber. Leutnant Schill erhält den Auftrag, die Stärke der feindlichen Truppen zu erkunden. Mit zwölf tapferen Dragonern, darunter Franz, bricht er auf.

2. Sie kommen nicht weit. Geschützdonner schlägt den Reitern entgegen, nimmt ihnen den Atem. Die Erde zittert unter der Kanonade, die den Angriff der Franzosen vorbereitet. Noch unheimlicher ist die darauffolgende Stille – doch dann ein Dröhnen ...

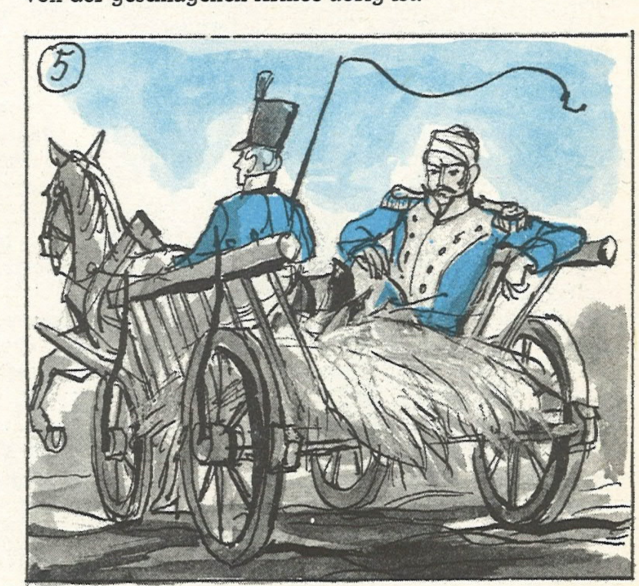
3. Französische Kavallerie prescht in breiter Front heran. Die Patrouille zieht sich hinter eine Anhöhe zurück, wo sie hofft, sicher zu sein – vergebens.

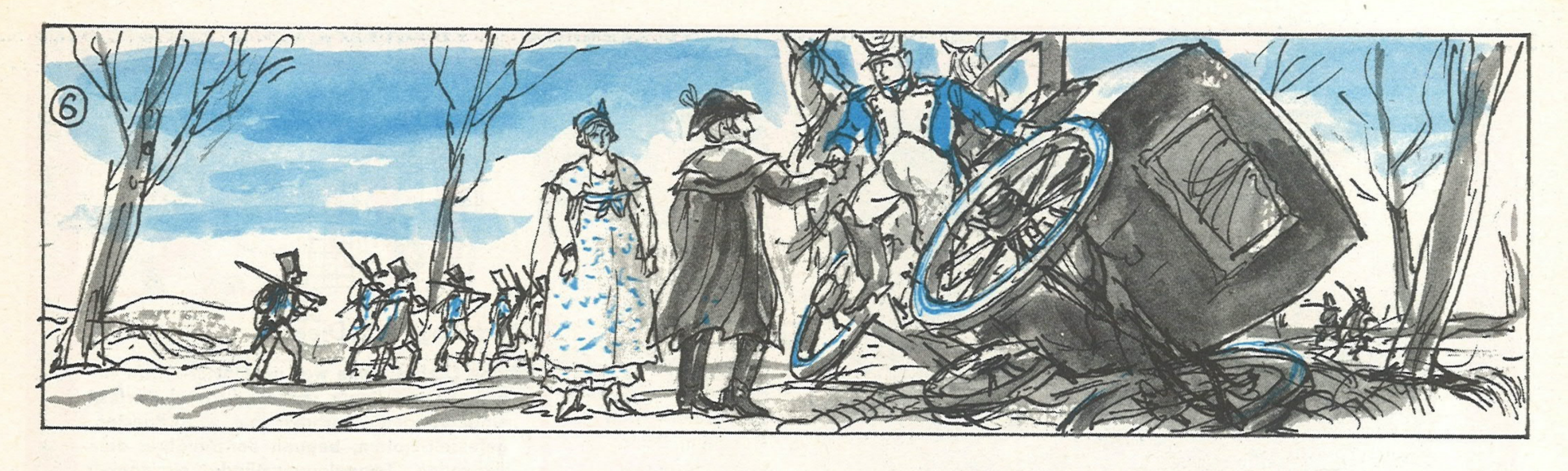




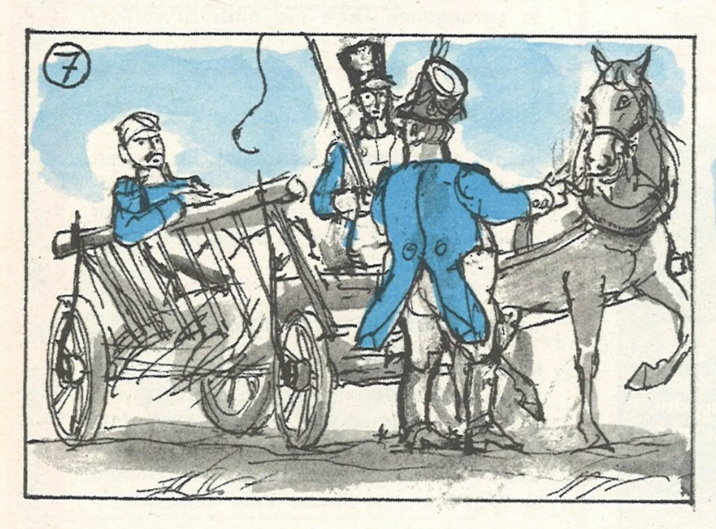
4. Die preußischen Dragoner werden gestellt und zersprengt. Schill und Franz kämpfen tapfer und mutig. Da trifft ein wuchtiger Säbelhieb den jungen Offizier. Er sinkt auf den Hals seines Pferdes. Das Tier geht mit ihm durch. Franz kann als einziger seinem Leutnant folgen. – Es ist der 14. Oktober 1806. Bei Jena und Auerstedt bringt Napoleon dem preußischen Heer eine vernichtende Niederlage bei.

5. Für den verwundeten Schill organisiert Franz einen Bauernwagen. Die Reitpferde läßt er zurück. Auf der einzigen noch offenen Straße nach Magdeburg flieht, was von der geschlagenen Armee übrig ist.





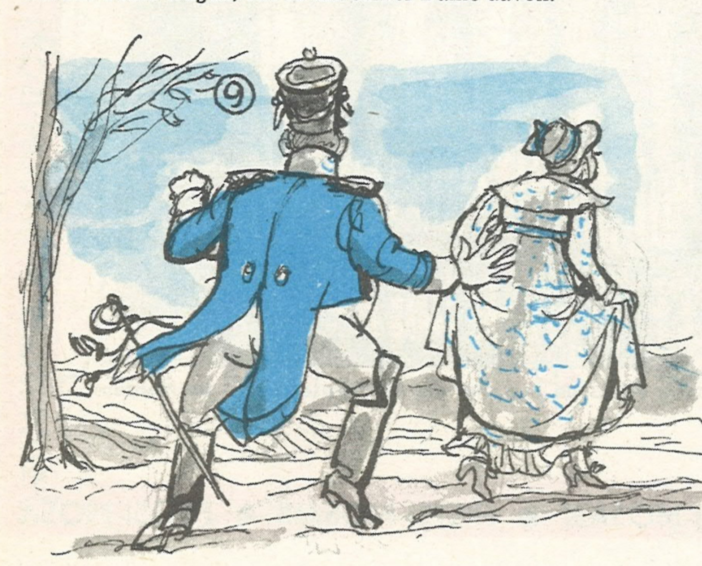
6. Eine zweispännige Kutsche überholt sie in rasender Fahrt – und stürzt in den Graben: Achsenbruch. Der Fahrer hilft einer Dame heraus. Dann befreit sich ein korpulenter Offizier aus den Trümmern. Franz traut seinen Augen kaum: Major Teplin!

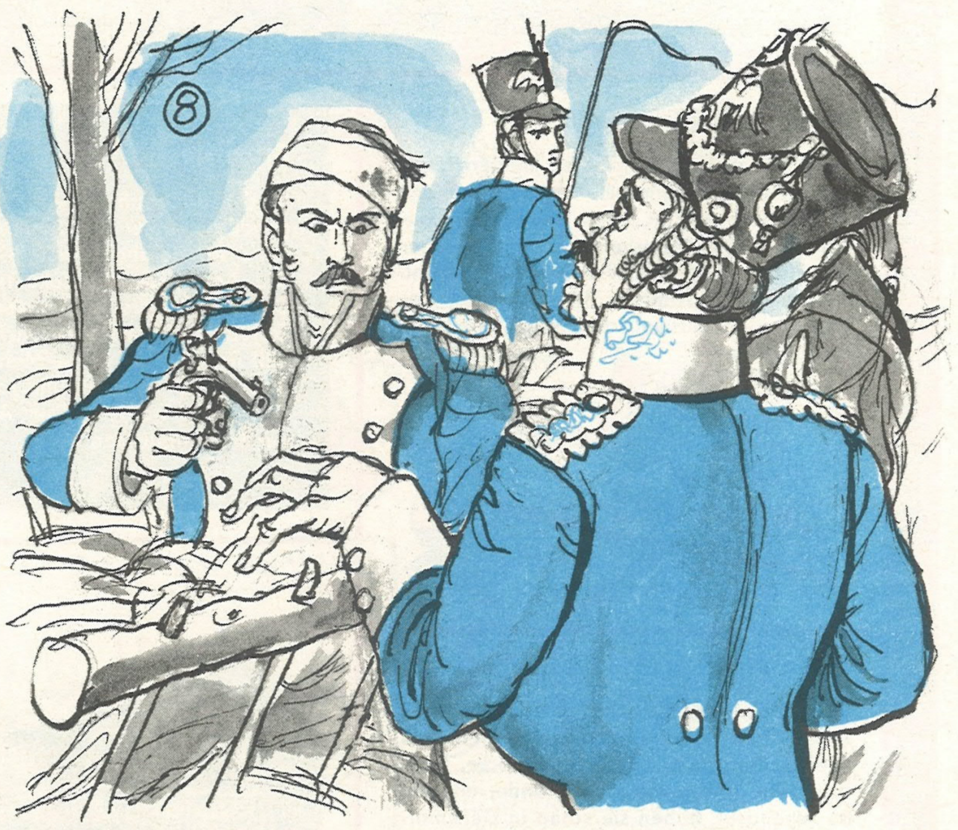


7. Da greift der Menschenschinder Teplin Franz in die Zügel und wendet sich an Schill. „Brauche Ihren Wagen, muß schnellstens nach Berlin, zur Berichterstattung!" – Wir wissen schon, was dich so zur Eile treibt, denkt Franz: die nackte Angst! Und da macht es dir nichts aus, einen Verwundeten auf die Straße zu setzen!

8. In Schills Hand blitzt eine kleine Pistole auf, ein Terzerol. „Ich zähle bis drei, dann sind Sie verschwunden! Eins..." „Majestät erwarten mich zum..." „Zwei..." „Ich habe höchste Order..."

9. Die „Drei" wartet Teplin nicht mehr ab. So schnell ihn die kurzen Beine tragen, eilt er mit seiner Dame davon.

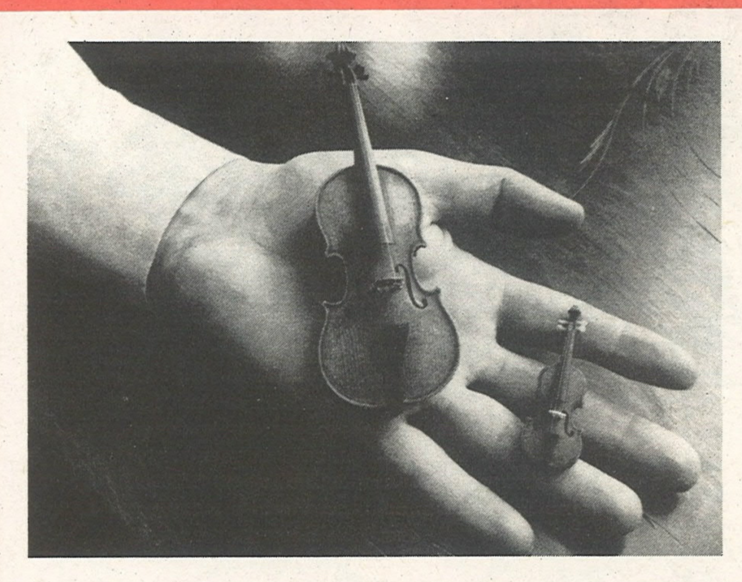




10. Magdeburg ist im Begriff, sich Napoleon zu ergeben – also weiter! Berlin, Stettin, Küstrin – eine Stadt nach der anderen fällt den Franzosen kampflos in die Hände. Schill ist wütend! – Nach neunzehn Tagen strapazenreicher Fahrt kommen sie in Kolberg an. Die Ostseefestung ist als einzige entschlossen, dem französischen Eroberer Widerstand zu leisten.

Fortsetzung folgt





Fotos: ADN/ZB
Zeichnungen: Peter Schmidt

Diese kleinen Geigen gehören zum Musikinstrumenten-Museum in Markneukirchen. Neben ihnen und ihren größeren „Schwestern" sind Trommeln, Dudelsäcke, Hörner, Instrumente aus dem Orient, aus Afrika und Südamerika ausgestellt.



Schlange faßt Dieb

Eine Diebesbande war in dunkler Nacht in den Tempel eines mittelindischen Dorfes eingedrungen. Nachdem sie den Priester gefesselt hatten, begann der Anführer die wertvollen Tempelgegenstände einzupacken. Plötzlich wand sich eine Schlange fest um seine Beine. Die Polizei brauchte den so gefangenen Dieb nur noch zu verhaften.

Nicht nur in Finsterwalde ...

wie einst besungen, gibt es muntere Sänger. In unserer Republik bestehen zur Zeit 93 Musikschulen. In ihnen singen oder musizieren 35 000 Mädchen und Jungen. Über die Hälfte sind Kinder von Arbeitern und Genossenschaftsbauern. Und mancher begann seinen musikalischen Weg bereits im Kindergarten.



Arbeitslos

In der BRD gibt es 350 000 Jugendliche unter 25 Jahren, die ohne Arbeit und Lehrstelle sind. Die Angst vor der Zukunft, das Gefühl, überflüssig und von der Gesellschaft verstoßen zu sein, läßt immer mehr junge Menschen in der BRD kriminell und rauschgiftsüchtig werden. Die Anzahl der Rauschgifttoten steigt.

Jüngster Student ...

ist mit neun Jahren Said Jalal. Er studiert an der mechanisch-mathematischen Fakultät der Moskauer Universität. In einem Jahr allein bewältigte er zwölf Schuljahre.

Leicht, leichter, am leichtesten

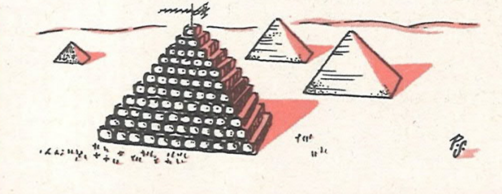
In diesem Schuljahr sind Schulbücher der ČSSR in den Mappen nicht mehr so schwer. Die neuen Bücher sind leichter geworden. So wiegen sie für die dritte Klasse 2 597 Gramm, für die zweite Klasse 1 953 Gramm und für die erste Klasse 1 434 Gramm.

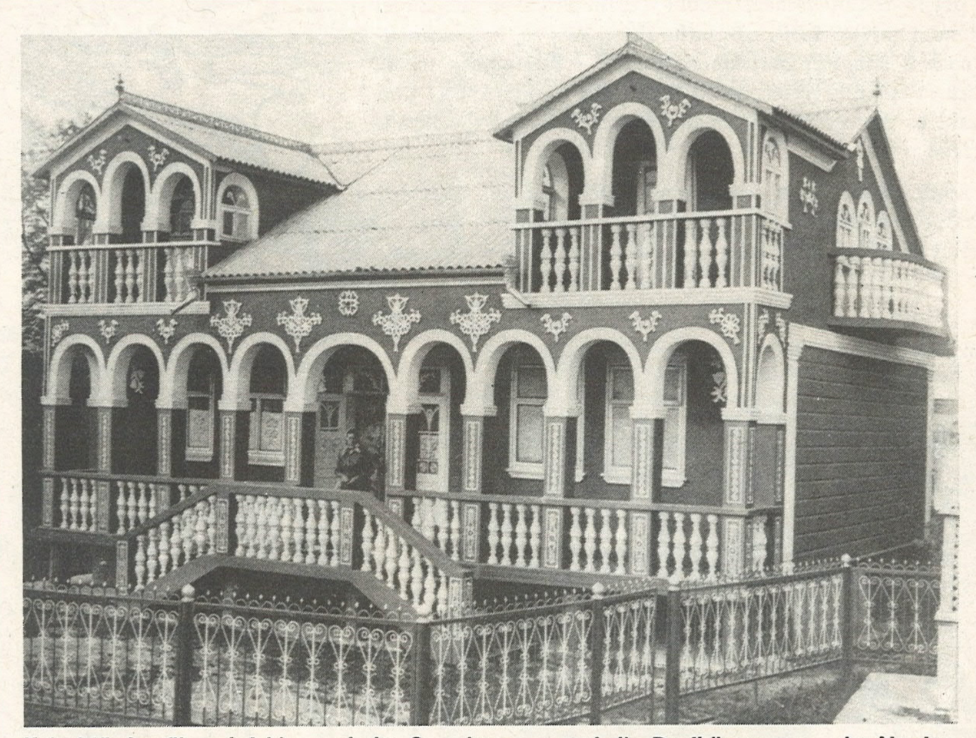
Türen wandern ins Museum

Oberschüler aus Güstrow suchen alte wertvolle Türen ihrer Heimatstadt. Mehr als zweihundert Türen, darunter barocke, klassizistische Türen, aus der Gründerzeit und im Jugendstil, haben sie schon in Denkmalpässen erfaßt. Sie wollen Türen restaurieren und für einige aus abgerissenen Häusern ein Museum einrichten.

Vom Hören und Sehen

Vierhundert Millionen Fernsehgeräte gibt es auf unserer Erde. 25 510 Rundfunkstationen senden für über 1 Milliarde Rundfunkgeräte. Achttausend Zeitungen mit einer Tagesauflage von 400 Millionen werden gelesen.





Kein Märchenfilm wird hier gedreht. So sehen nun mal die Dorfhäuser aus – im Norden der Moldauischen SSR.

1980

Wer erreicht das neue Jahr? Entscheidet euch für A oder B.
Die Jahreszahl sagt euch, ob ihr im Knobeln tipptopp wart.
Zieht von jedem Punkt der Lösung eine gerade Linie nach rechts, addiert – und ihr wißt, ob alle Lösungen richtig gefunden wurden.

Zieht von allen Punkten der gefundenen Lösung, die ihr für richtig haltet, eine gerade Linie nach rechts. Addiert die Zahlen am Rande, zu denen eine gerade Linie führt.

Zeichnungen: Otto Sperling

i	C	E
W		N
S	R	H

B
A

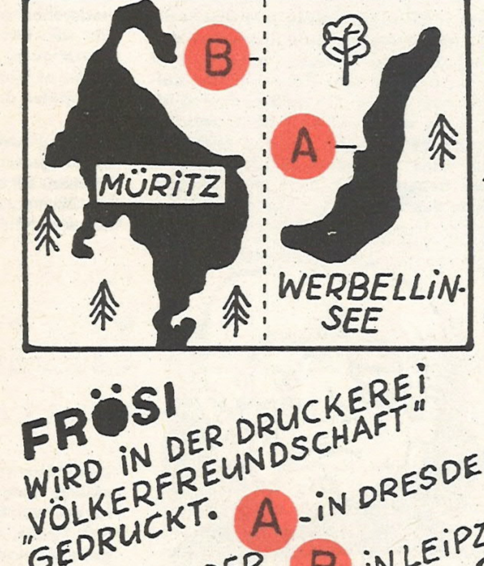
LIEGT DIESE „RÖSSELSPRUNG-STADT" A IM SÜDEN ODER B IM NORDEN DER DDR?

WELCHE KARTENSKIZZE IST FALSCH?

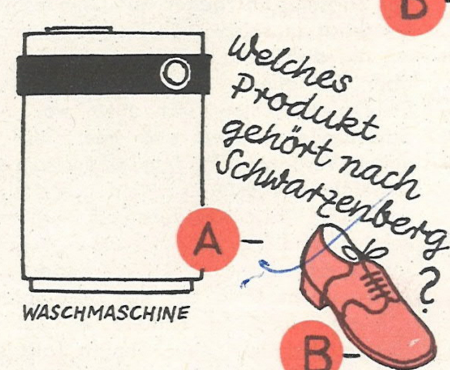


B	C	I	R
N	D	A	H
H	R	I	E
A	I	S	E

IST DIESER „RÖSSELSPRUNG-STADTBEZIRK" A TEIL UNSERER HAUPTSTADT ODER B VON LEIPZIG?



AN WELCHEM SEE LIEGT DIE PIONIERREPUBLIK „WILHELM PIECK"?



Welches Produkt gehört nach Schwarzenberg?



B
SCHWARZES MEER
BURGAS

WELCHER AUSSCHNITT GEHÖRT ZUR VR POLEN?

FRÖSI WIRD IN DER DRUCKEREI „VÖLKERFREUNDSCHAFT" GEDRUCKT. A - IN DRESDEN ODER B - IN LEIPZIG?

WO STECKT DIE FÄLSCHUNG?

OBERLAUSITZ: Bautzen, Löbau, Cunewalde – B
HARZ: Wernigerode, Blankenburg, Ruhla, Thale – A

N i=u HU=BRA TE

IST DIESE „WEGWEISER-STADT" A EINE BEZIRKSSTADT ODER B EINE KREISSTADT UNSERER REPUBLIK?

A
B

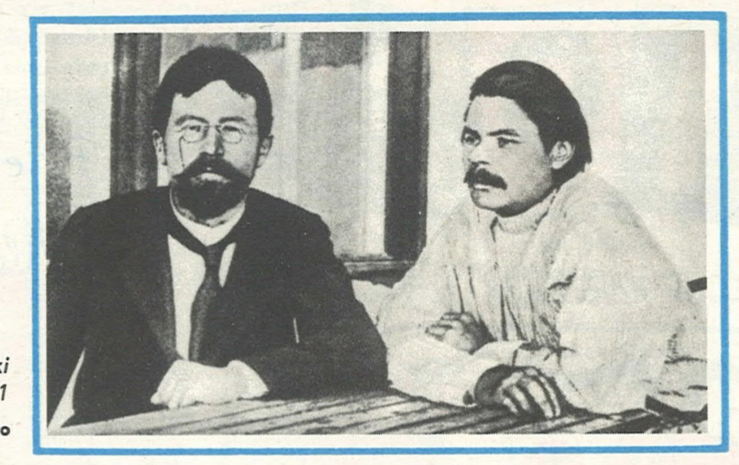
IN WELCHEM BALL STECKT EINE „VOLLSTÄNDIGE" STADT?



170
176
184
185
186
187
189
190
192
201
202
204
205
206
207
208
209
211
220
231
240

Kontrollziffer: Wer beim Addieren 1980 erzielt, hat alles richtig.

Zum 120. Geburtstag von Anton Tschechow (1860–1904)



Tschechow und Gorki in Jalta 1901

JW-Repro

„Wenn ich Literat bin, muß ich unter dem Volk leben ...“

„Ich bin überzeugt, daß Sie berufen sind, einige hervorragende, wahrhaft künstlerische Werke zu schreiben ...“ Diese Sätze schrieb dem 26jährigen Anton Tschechow der damals in Rußland sehr berühmte Schriftsteller Grigorowitsch, den kennt heute keiner mehr, nur die Literaturgeschichte. Aber Anton Tschechow war von den Sätzen des Älteren, Anerkannten so beeindruckt, daß er sich hinfort stärker als bisher der Literatur zuwandte.

Der junge praktizierende Landarzt hatte sich allerdings auch schon mit dem Schreiben beschäftigt. Sein Vater, ein Kleinhändler aus Taganrog, hatte Bankrott gemacht, war Hals über Kopf nach Moskau geflohen, die Familie, damit in Not, war ihm gefolgt. Anton Tschechow, noch Gymnasiast, dann Student, unterstützte die Familie finanziell, indem er Kurzgeschichten schrieb, sie in Zeitschriften veröffentlichte. Das waren kleine, lustige Geschichten, und viele Leser hatten ihr gutes oder erschrecktes Lachen über sie.

Aber die Lustigkeit hatte sich während des Schreibens, je mehr er schrieb, desto deutlicher, für Anton Tschechow schon selber in etwas quälend Ernsthaftes verwandelt. Es blieb ihm schon keine Wahl mehr, er mußte schreiben. Der Schriftsteller, der sich von Jahr zu Jahr, von Geschichte zu Geschichte, von Theaterstück zu Theaterstück unverwechselbar und als großes, kostbares Talent herausstellte, war mit geboren worden. Er betrieb seine Kunst wie ein Naturwissenschaftler, mit der gleichen Besessenheit, hinter die Dinge und Vorgänge des Lebens, des Menschen zu kommen, wahrhaftig und genau aufzuschreiben, was er sah, wahrnahm, erkannte als kapitalistische Gesellschaft Rußland am Ende des vergangenen Jahrhunderts.

Im Jahre 1890 fuhr Anton Tschechow quer durch das unendliche Sibirien zur Sträflingsinsel Sachalin. Hier hielt der russische Zar seine politischen Gegner und andere arme Verurteilte und Verbannte fest. Denen ging es mehr als schlecht, Ketten und harte Arbeit, von menschlicher Behandlung war keine Rede. Der Bericht, den Anton Tschechow von seiner Reise gab, ist ein erschütterndes Zeugnis, ein Dokument von höchster Humanität, Anklage gegen den Zarismus und gegen alle Unmenschlichkeit. Geschärft in seiner Fähigkeit zu beobachten, wie sie die Sachalin-Reise einbrachte, war er aber vor allem reicher in seinem sozialen Empfinden. Anton Tschechow war nie nur Schriftsteller, sondern auch immer ein Mensch voller Verantwortung für andere, nicht von ungefähr war er Arzt, damit auf das Soziale und auf Hilfe schon durch Eid verpflichtet. In seinem Landhaus in Melichowo hielt er kostenlos Sprechstunden für kranke Bauern ab, war er engagiert tätig bei der Bekämpfung von Cholera-Epidemien, richtete er auf eigene Kosten Dorfschulen ein, ähnlich Tolstoi.

„Wenn ich Literat bin, muß ich unter dem Volk leben“, sagte er.

Mit 37 Jahren hatte der inzwischen bekannte Schriftsteller einen Blutsturz, der kündigte unmißverständlich an, was der Arzt Anton Tschechow längst wußte, die Tuberkulose, damit den frühen Tod. Zeit, sich Illusionen über das eigene Leben zu machen, wie bisher nicht über das gesellschaftliche Leben, blieb ihm nicht mehr. Er arbeitete ununterbrochen, jetzt in seinem Landhaus auf Jalta. Von hier aus unterstützte er alles Fortschrittliche, nahm er Partei für russische revolutionäre Studenten. Hier auch wuchs seine Freundschaft mit Maxim Gorki. Als Maxim Gorki nicht Ehrenmitglied der Akademie werden durfte, legte Anton Tschechow demonstrativ seine eigene Ehrenmitgliedschaft, über die er sich einmal so gefreut hatte, nieder. Die Revolution von 1905 sah er kommen, Hoffnung und Zukunft, aber selbst erlebte er sie nicht mehr. Am 15. Juli 1904 starb er – zu früh.

Rulo Melchert

●

Anton Tschechow gehörte zu den bedeutendsten Schriftstellern des russischen kritischen Realismus.
Er schrieb Kurzgeschichten und Erzählungen, meisterhafte Novellen (u. a. „Die Dame mit dem Hündchen“), bekannte Dramen (u. a. „Die Möwe“, „Onkel Wanja“, „Drei Schwestern“, „Der Kirschgarten“).
Eure Eltern und in der Bibliothek solltet ihr nach seinen Büchern fragen, im Theater könnt ihr seine Stücke ansehen.

„Mein Verhältnis zu meinem kleineren Bruder ist ei
Aber manchmal geht er mir auf die Nerven.
Eines Sonnabendabends kam ich vom Spielen rauf.
die Kinderstube wieder unaufgeräumt war. Das heru
zeug war nicht von mir. Ich dachte gleich, wenn A
kann ich wie immer die Stube aufräumen. Und ric
dem ich den Fernsehapparat angeschaltet hatte, ka
und sagte: ‚Wenn Sascha badet, räumst du auf.‘ Da
auf meinen Bruder. Ansonsten habe ich ihn gern.“
Das sagte Thomas. Er geht in die 7. Klasse der O
schule in Lichtenberg. Ihn und einige seiner Klassen
ten wir, welches Verhältnis sie zu den Kleineren, de
und jüngeren Geschwistern haben. Hier sind ihre An
ren Fragen.

Wie ist dein Verhältnis zu jüngeren Geschwist

„Mein Bruder geht in die 5. Klasse. Ich mag ihn sehr, aber er ist ein bißchen übermütig, und ich muß ihn öfter zurechtweisen. Doch ich verstehe ihn, da ich ungefähr die gleichen Interessen habe und auch mit ihm aufgewachsen bin.“

Anke

„Meine Schwester ist ein Jahr jünger als ich. Ich könnte mir nicht vorstellen, daß ich jetzt keine Schwester hätte. Oft ist es so, daß ich mehr Hausaufgaben aufbekomme als sie. Sie weiß zwar, daß ich arbeiten muß, will sich aber trotzdem mit mir beschäftigen. Da wird es manchmal ganz schön kritisch. Ich muß mich sehr beherrschen, damit mir nicht die Hand ausrutscht.“

Kirsten

**„Ich habe eine ält
Mit ihr verstehe ic
hilft mir, Probleme
wenn ich etwas ni
(z. B. Hausaufgab
ter).“**

**„Wenn mein vierj
nicht seinen Willen
und kneift. Mutti s
nachgeben soll, wei
als ich. Der Vati
gleich nach, er sag
Wenn er dann auc
was hinten drauf.“**

**„Ich mag meinen kle
spielt gern, will al
räumen. Ich möchte
tes Zimmer, und de
uns sehr häufig.“**



**„Für mich ist es ni
meinen jüngeren G
zu werden. Ich treff
der Straße, wenn i
gehe. Es macht mir**

Würdet ihr Umwege gehen, wenn ihr eure kleinen Geschwister vom Kindergarten abholt, damit euch die Schulkameraden nicht mit ihnen treffen?

„Ich würde Umwege gehen, damit mich die anderen nicht veräppeln.“

Jens

„Obwohl ich schon mal das Baby der Nachbarn ausgefahren habe, ist es mir doch lieber, wenn mich niemand meiner Freunde sieht.“

Torsten

„Ich denke, daß die anderen selber gerne kleine Geschwister hätten.“

Thomas

„Leider habe ich selbst keine Geschwister. Ich fahre aber oft kleine Kinder aus und beschäftige mich gern mit ihnen. Es stört mich nicht, wenn mich andere mit ihnen sehen.“

Heike

Wie ist euer V zu den Jungpi der Schule?

**„Zu den Jungpion
und 2 ist mein Ve
Gegensatz zu dene
Sie sind sehr di
immer alles durchse
frech.“**

igentlich positiv.

Da sah ich, daß mliegende Spiel- atze baden geht, htig. Kurz nach- n meine Mutter bekam ich Wut

tto-Winzer-Ober- kameraden frag- n Jungpionieren tworten zu unse-

tern?

ere Schwester, Ines. mich ganz gut. Sie zu lösen und auch ht verstanden habe en oder Fremdwör-

René

hriger Bruder mal kriegt, stößt er, boxt sagt dann, daß ich l er doch jünger ist dagegen gibt nicht t ihm die Meinung. n nicht hört, gibt es

Jaqueline

einen Bruder sehr. Er ber dann nicht auf- aber ein aufgeräum- eswegen streiten wir

Yvonne



Foto: Horst Glocke

Im Pionierauftrag steht:

... Auch zu Hause seid ihr Pioniere. Erfüllt Pflichten ohne große Worte. Verläßlichkeit, Verantwortung für die Geschwister, Anteil haben am Wohl der ganzen Familie – das muß euch auszeichnen ...

„Meine Freundin Brit und ich leiten die AG Flöten. Wir haben dort 8- bis 12jährige Mädchen und Jungen und müssen uns ganz schön durchsetzen. Da meine Freundin das aber gut kann, geht es bei uns meistens richtig gemütlich zu. Wir wollten ja von Anfang an keine Schulatmosphäre."

Anke

„Ich mußte Brit schon einmal in der AG Flöten vertreten und muß sagen, daß es mir viel Spaß gemacht hat. Bei den Kleinen muß man viel Geduld haben und darf die Beherrschung nicht verlieren."

Kirsten

„Ich bin Gruppenhelfer in der Klasse 2b. Die Lehrerin spricht uns oft an, daß wir ihr helfen sollen. Es macht uns Spaß, z. B. bei der Feier zum Pioniergeburtstag zu helfen. Als sie in der 1. Klasse waren, schrieben wir für sie die Überschriften in ihre Agitatorenhefte. Da konnten sie selbst noch nicht schreiben."

Simone

Wie klein sind für dich die Kleinen?

„Die Kleinen sind für mich persönlich nicht Luft. Wenn sie Fragen haben, versuche ich, sie ihnen geduldig zu erklären."

Kirsten

„Ich erkenne die Kleinen an und denke nicht so: Ich bin größer – mit dir spreche ich nicht."

Della

„Ich habe mir, als ich selber klein war, geschworen, nie Kleinere zu hauen. Aber jetzt, wo ich größer bin, da kann ich mich nicht immer beherrschen."

Torsten

Sind die Kleinen eine Last?

WAS MEINST DU DAZU? SCHREIBE UNS:

chts Besonderes, mit eschwistern gesehen e oft Mitschüler auf ch mit den Kleinen nichts aus."

Della

erhältnis ionieren

eren der Klasse 1 hältnis ganz gut, im der Klasse 3 und 4. kköpfig und wollen tzen. Oft werden sie

René

„Ich spiele gern mit meiner kleinen Freundin. Sie geht in die 3. Klasse. Neulich wollte sie einen Füller haben. Die Mutter erlaubte es aber nicht. Wir spielten gerade ein Spiel zusammen. Plötzlich warf sie alles durcheinander, stieß mit den Füßen und sagte, daß es von ihrer Mutter gemein ist, ihr das zu verbieten. Im großen und ganzen läßt sie sich aber von mir beeinflussen."

Simone

„Die Kleinen werden oft frech und provozieren die Größeren. Es sind aber nicht alle so. Die kleinen Mädchen sind meistens artig."

Thomas

„Beim Ordnungsdienst juckt einem manchmal die Hand, wenn man die Kleinen immer wieder ermahnen muß."

René

„Die Schüler der 3. und 4. Klasse reizen die größeren Schüler. Wenn es für sie brenzlig wird, rennen sie zum Lehrer und erzählen Märchen."

Torsten



„Als ich in die Schule kam, war alles neu für mich. Dann hatte ich endlich einen Freund gefunden. Ich war sehr froh darüber. Vor großen Schülern hatte ich Respekt, aber mit einem Freund an der Seite war alles viel einfacher."

René

„Eigentlich sind die großen Schüler gegenüber den Kleinen nicht immer Vorbild. Es gibt viele, die die Kleinen bewußt ärgern oder auch verhauen."

Torsten

Den Pionieren aus der 7b sind die Kleinen keine Last. Das merkt man. Es gibt sicherlich hier und da Probleme, wie bei Thomas oder Kirsten. Aber ohne den Bruder, ohne die Schwester könnte man es sich nicht mehr vorstellen. Das wäre bestimmt langweilig.

Viele aus der 7b haben eine besonders gute Verbindung zu den Jungpionieren, arbeiten als Gruppenhelfer. Sie erzählten von Interessennachmittagen für die Kleineren mit Basteln, Märchenraten und Sportspielen. Das gefällt allen. Kirsten hat sicherlich recht, wenn sie sagt, daß man viel Geduld mit den Jüngeren haben muß. Man darf nicht gleich die Beherrschung verlieren. Doch wenn man das weiß, dann kann man sich darauf einstellen und erklärt geduldig etwas noch einmal.

Die Pioniere der 7b äußerten ihre Meinung. Jetzt bist du an der Reihe. Schreibe uns! Berichte auch von lustigen und freudigen Erlebnissen mit den Jungpionieren in der Schule oder deinen kleineren Geschwistern. Erzähle uns Situationen und Episoden die beweisen, wie du versucht hast, deiner dir von den Eltern übertragenen Verantwortung gerecht zu werden.

Unsere Anschrift: FRÖSI, 1056 Berlin, PSF 37.

Zeichnungen: Thomas Schallnau

Zum 35. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus

Wie Renate einen neuen Vater fand

SIEGFRIED DIETRICH

Gebannt lausche ich den Worten des Mannes mit den ungewöhnlich starken Brillengläsern, der von sich nur wenig, viel mehr vom Heldenmut seiner Genossen erzählt ...

*

Heiß tobt die Schlacht an der Wolga. Nicht weit vom Fluß entfernt haben sich zwölf sowjetische Soldaten unter Führung von Oberleutnant Afanasjew nahe einer Mühle verschanzt. Seit Wochen rennen faschistische Kompanien, unterstützt durch Panzer und Artillerie, gegen das Gebäude an, doch jedesmal werden sie zurückgeschlagen. – Von zwölf sowjetischen Soldaten! Längst sind Lebensmittel, Wasser und Munition knapp, das Gemäuer ist zerschossen und bietet kaum noch Schutz. Da ziehen sich die Verteidiger in die Keller und in selbstgebaute Erdbunker zurück. Nach 58 Tagen leben nur noch fünf von ihnen. Trotzdem sind die Faschisten nicht um einen Schritt vorangekommen. Als am Nachmittag des 58. Tages sowjetische Truppen durchbrechen und in die Ruine eindringen, finden sie noch drei Lebende vor, unter ihnen Iwan Afanasjew. Er ist blind und taub. In letzter Minute trafen ihn die Splitter einer faschistischen Handgranate.

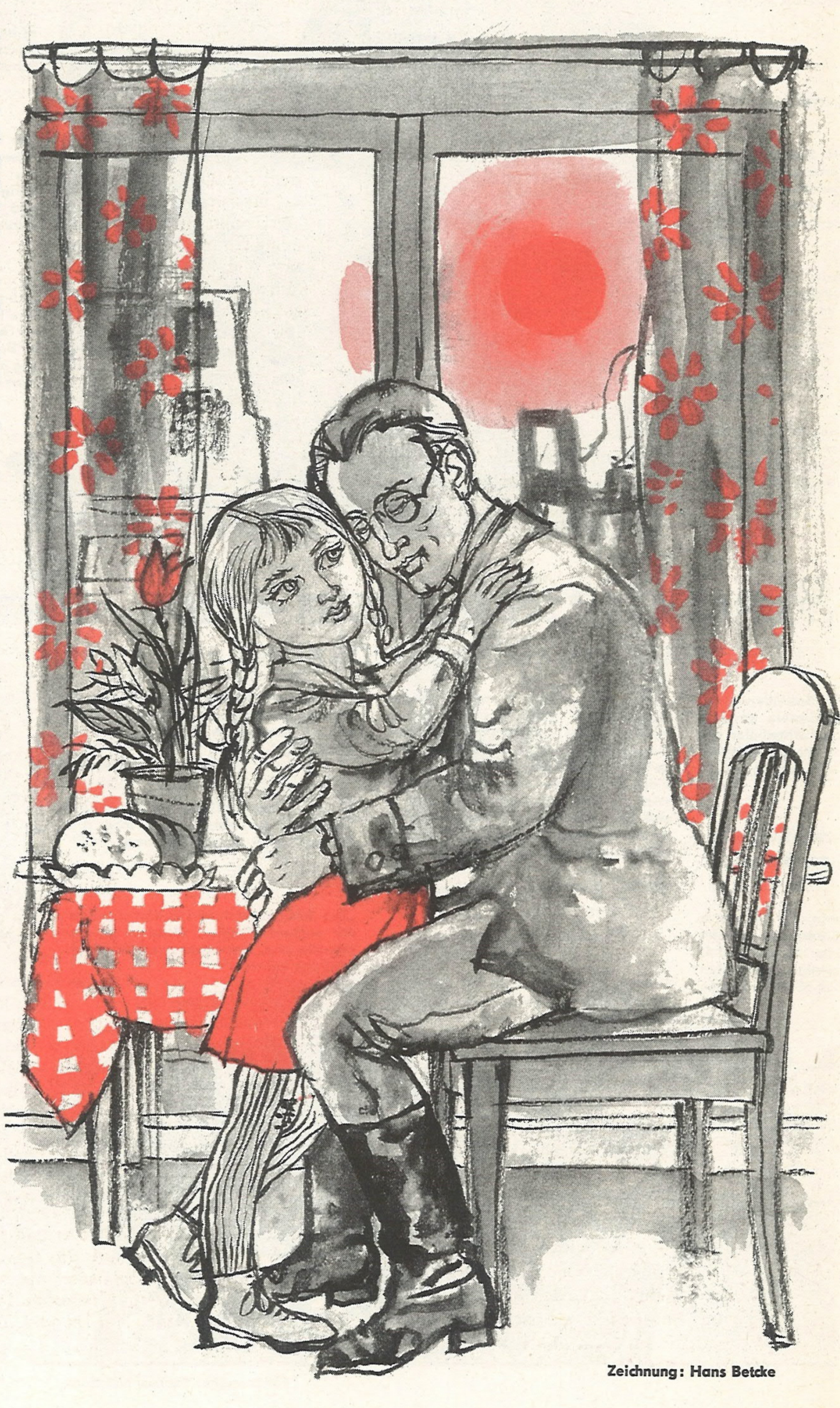
Das so heldenhaft verteidigte Haus ging in die Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges ein. Heute ist es Gedenkstätte und trägt den stolzen Namen „Haus des Soldatenruhmes", Oberleutnant Afanasjew und der Sergeant Pawlow wurden mit dem Titel „Held der Sowjetunion" geehrt.

Den Ärzten gelang es nach drei Monaten, Iwan Afanasjew das Gehör und das Augenlicht wiederzugeben. Sofort meldete er sich zur Front. „Viele Städte und Dörfer hat mein Truppenteil befreit", erinnert er sich, „mir sind jedoch nur noch drei Namen im Gedächtnis geblieben: Cottbus, Lübben und natürlich Berlin. Der Kampf um Berlin war schwer."

Leutnant gib Brot!

Nach der Befreiung wurde Oberleutnant Afanasjew Stadtkommandant von Velten, einer kleinen Stadt bei Berlin. Dort wohnte er bei zwei älteren Leuten und deren Enkeltochter Renate. Renate war sieben Jahre alt, sie hatte keine Eltern mehr.

Es dauerte nicht lange, da wurden Afanasjew und Renate gute Freunde. Für das Mädchen war der russische Offizier ein Mensch, der wohl eine andere Sprache sprach, aber gern lachte und Kinder ebenso liebte wie seine Kameraden. Manchmal kamen Bewohner der Stadt zum Kommandanten, die ihn mit „Genosse" anredeten. Dieses Wort hatte Renate nie zuvor gehört. Aber sie begriff, daß es ein gutes Wort war. Sie begriff jedoch nicht, daß die Menschen hungern mußten. Was wußte ein siebenjähriges Mädchen davon, daß der Krieg nicht nur ihre Heimat, sondern fast ganz Europa verwüstet hatte, am meisten aber das Land, aus dem Renates neuer Freund, der Stadtkommandant, kam? So



Zeichnung: Hans Betcke

ging sie kurz entschlossen zum Oberleutnant. „Leutnant gib Brot, ich habe Hunger!" Und der Oberleutnant gab ihr Brot.

Der neue Vater

Am schönsten war es, wenn Oberleutnant Afanasjew ein wenig Zeit hatte und sich in die Stube zu den Großeltern setzte. Dann erzählte er von seiner Heimat oder sang Lieder. Dabei zog der Oberleutnant Renate an sich und strich ihr übers Haar. Das Mädchen schmiegte sich eng an ihn und fühlte sich geborgen.
„Eine Tochter hast du nicht?" fragte Renate.
„Nein, eine Tochter habe ich nicht."
Da schaute ihn Renate groß an. „Willst du mein Vater sein, Leutnant?"
So fand Renate einen neuen Vater.

Die lange Suche

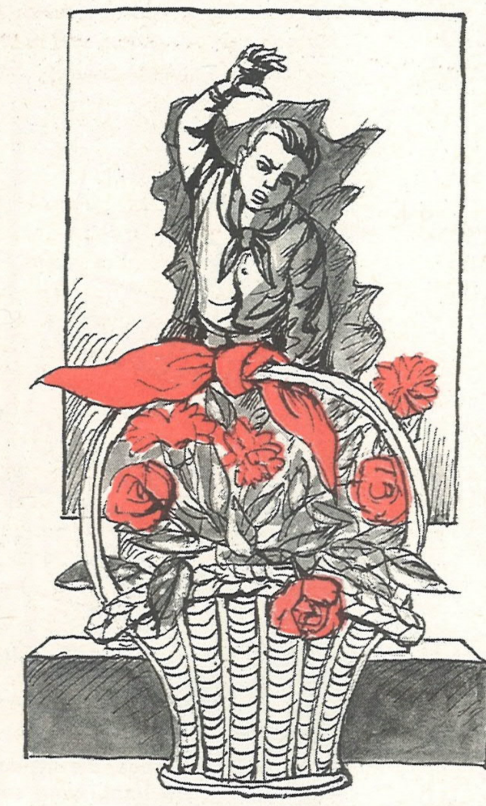
Iwan Afanasjew blickte ungeduldig auf die Uhr. In wenigen Minuten soll er Renate wiedersehen, die er viele Jahre lang gesucht hat.
Das kam so: Als die DDR gegründet wurde, gingen alle Rechte, die bisher die Besatzungsmacht ausgeübt hatte, an unseren jungen Staat über. Die Aufgaben der Stadtkommandanten waren erfüllt. Oberleutnant Afanasjew fuhr zurück in seine Heimatstadt Wolgograd. Wenig später erblindete er zum zweiten Mal. Diesmal dauerte es 13 Jahre, bis er seine Sehkraft teilweise wiedererhielt. In dieser Zeit, die häufig durch einen Aufenthalt in der Augenklinik unterbrochen wurde, verlor Iwan Afanasjew die Verbindung zu Renate und den Großeltern.
Eines Tages traf Iwan Afanasjew mit einem Journalisten aus der DDR zusammen. Ihm erzählte er seine Geschichte und bat, nach Renate zu suchen.
Der Journalist fuhr nach Velten, fand auch die Straße, die ihm Afanasjew beschrieben hatte, und erfuhr, daß Renate verheiratet sei und in Berlin wohne.

Das Wiedersehen

Seitdem wanderten Briefe zwischen Berlin und Wolgograd hin und her.
Zwei Jahre vergingen, da fand in Berlin ein Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft statt, an dem Delegierte aus der Sowjetunion teilnahmen. Einer der Delegierten war Iwan Afanasjew.
„So war das", sagte der ehemalige Stadtkommandant zu mir und schaut auf die Uhr. In seinem Gesicht steht die Freude geschrieben. „Gleich wird Renate kommen. Fast zwanzig Jahre haben wir uns nicht gesehen!"
Da öffnet sich die Tür. Eine junge Frau, gefolgt von ihrem Mann, betritt den Raum. Zwei, drei Sekunden lang blickt sie sich suchend um, dann läuft sie auf Iwan Afanasjew zu „Vater!" ruft sie.

Das Monument mit dem roten Halstuch

In der Nähe der 31. Schule der Stadt Shdanow am Asowschen Meer steht an einer Straßenecke ein kleiner schwarzer Gedenkstein: ein Junge, der eine Handgranate wirft, stürzt nach vorn. Sein Gesicht ist äußerst gespannt und konzentriert. Um seinen Hals ist ein sauberes, frisch gebügeltes rotes Halstuch gebunden. Dieses Monument hat eine interessante Geschichte.



Zeichnung: Hans Betcke

*

In der Nacht zum 10. September 1943 wurde auf den Straßen der Stadt gekämpft. Sowjetische Marineeinheiten waren in der Nähe der Stadt gelandet und befreiten sie von den faschistischen Okkupanten. Der 14jährige Anatoli Balabucha befand sich zusammen mit seiner Mutter und seinem Bruder und vielen anderen Menschen in einem Keller. Nach einer Weile hielt er es nicht mehr aus, einfach im Keller zu sitzen, während draußen gekämpft wurde. Er lief hinaus auf die Straße.
„Was willst du denn hier?" schrie ihn ein vorbeilaufender Marineoffizier an, „scher' dich zum Teufel – oder willst du in die Luft gehen?"
„Ich kann euch einen sicheren Weg zum Hafen zeigen", sagte Tolja.
Der Kommandeur der Einheit nahm, nach einigem Zögern, den Vorschlag des Jungen an. Unterwegs aber trafen sie unerwartet auf eine faschistische Truppe. Es folgte ein ungleicher Kampf. Geschosse pfiffen durch die Luft. Tolja warf sich zu Boden. Im gleichen Augenblick stürzte ein tödlich getroffener deutscher Soldat neben ihn. Tolja nahm ihm zwei Handgranaten aus dem Gürtel und warf eine davon auf einen feindlichen Panzerwagen, der auf ihn zurollte. In jenem Augenblick empfand Tolja weder Furcht noch Zweifel. Er sah nur, wie der Panzerwagen, gleich einem riesigen Ungeheuer, immer näher kam, und er hatte nur den Gedanken, ihn zu vernichten, diesen schrecklichen Feind, der daran schuld war, daß Familien zerrissen, Menschen gequält und getötet, Häuser verbrannt wurden.
Der Panzerwagen ging in Flammen auf. Tolja wollte eine zweite Granate werfen, da bemerkte ihn ein Faschist, schoß und verwundete ihn im Bauch.
Die Befreiung der Stadt erlebte Tolja nicht mehr.

*

Rund zwanzig Jahre waren seit jener Nacht vergangen. Als der Geschichtslehrer an der 31. Schule in Shdanow, Leonard Trofimowitsch Martschenko, seinen Schülern von Tolja Balabucha, der in dieser Schule gelernt hatte, erzählte, schlug einer der Schüler vor, man sollte Tolja ein Denkmal setzen.
Am 1. Juni 1965, am Internationalen Kindertag, versammelten sich die Lehrer und Schüler und legten den Grundstein für das Denkmal. In der Nacht hatte ein Unbekannter auf dem Granitstein ein rotes Halstuch befestigt. Dieses Halstuch bewegte den Lehrer Leonard Trofimowitsch zu dem Gedanken, selbst ein Monument zu schaffen. Seit seiner Kindheit hatte er in jeder freien Minute modelliert, die Bildhauerei studiert, in Laienzirkeln gearbeitet. Er beriet sich mit Fachleuten, und am Vorabend des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution wurde das Monument feierlich eingeweiht.
Und seitdem steht er da – ein kleiner, schwarzer Gedenkstein, an einer Straßenecke in der Nähe der 31. Schule in Shdanow: ein junger Pionier, der eine Granate wirft.
Wäre Tolja nicht damals, vor 36 Jahren, getötet worden, dann wäre er heute Familienvater, vielleicht Arbeiter in den Schiffswerften oder im „Asowstal"-Werk oder Bergmann in einem Donbass-Schacht in der Nähe der Stadt; einer der vielen, die täglich auf den Straßen, in den Geschäften, im Autobus in Shdanow zu sehen sind. Äußerlich weist nichts darauf hin, daß sie vor drei Jahrzehnten, als Kinder und Halbwüchsige, ihr Leben eingesetzt und an der Befreiung ihrer Heimat mitgewirkt haben. Aus der 31. Schule in Shdanow kamen drei Helden der Sowjetunion und zahlreiche andere, die wie Tolja im Augenblick, da das Leben ihr Bestes forderte, unvergessene Taten vollbrachten und über sich selber hinauswuchsen – so wie Soja Kosmodemjanskaja, Oleg Koschewoi, Alexander Matrossow ...
Vor dem Gedenkstein steht immer ein Korb frischer Blumen. Stets findet sich jemand, der die Blumen erneuert und der dafür sorgt, daß das rote Halstuch immer frisch gewaschen und gebügelt ist.

Eva Brück

Wieviel wiege ich?

HIER ABLESEN

SONNE	415	622	829	968	1106	1244	1382	1589	1796
JUPITER	53	66	79	92	105	119	132	145	158
ERDE	20	● 25	● 30	● 35	● 40	● 45	● 50	● 55	● 60
MARS	7,4	9,3	11,1	13	14,8	16,6	18,5	20,4	22,2
MOND	3,2	4	4,8	5,6	6,4	7,2	8	8,8	9,6

Diese Frage, die ihr euch gewiß schon oft gestellt habt, kann schnell beantwortet werden: Ihr stellt euch auf eine Waage und lest euer Gewicht ab.

Habt ihr aber schon einmal darüber nachgedacht, daß dieses Gewicht nur für unsere Erde gilt, auf deren Oberfläche wir leben und uns bewegen? Auf anderen Himmelskörpern hätten wir ein ganz anderes Gewicht.

Wiegt z. B. jemand 30 kp (beim Gewicht heißt es kp = Kilopond), so wäre sein Gewicht auf dem Mond nur noch 5 kp, also der 6. Teil. Auf dem roten Nachbarplaneten Mars würde er aber mehr als doppelt soviel wiegen, nämlich 13,3 kp.

Die Himmelskörper besitzen verschieden große Massen, die auch eine verschieden große Anziehungskraft ausüben. So erklärt sich das unterschiedliche Gewicht derselben Masse auf den Himmelskörpern. Wohlgemerkt, unsere Masse bleibt auf jedem Himmelskörper dieselbe, nicht aber das Gewicht.

Bis auf den Mond hat noch kein Mensch einen anderen Himmelskörper betreten. Dennoch ist es interessant, einmal zu erfahren, welches Gewicht wir auf diesem oder jenem Himmelskörper hätten und wie wir uns dort bewegen könnten. Vergessen wir dabei aber nicht, daß es für uns Menschen nicht einfach möglich ist, dort umherzuspazieren! Die für uns notwendigen Lebensbedingungen (Luft, Wasser) gibt es weder auf dem Mond noch auf irgendeinem Planeten – von der Sonne ganz zu schweigen. Für den Mond und den Planeten Mars ist unbedingt ein Raumanzug mit Luftversorgung erforderlich. Auf dem Jupiter könnten wir uns nicht bewegen, da dieser nach den neuesten Erkenntnissen keine feste Oberfläche besitzt. Selbstverständlich könnten wir auch nicht die Sonne betreten, die eine gewaltige Gaskugel ist und die an der Oberfläche eine Temperatur von 6 000 Grad C hat. Wir wären auf der Sonne so schwer, daß wir uns nur ganz mühsam kriechend weiterbewegen könnten, die Last des eigenen Körpers würde uns zu Boden drücken.

Da ihr eure Gewichte auf der Erde kennt, braucht ihr nur den Zeiger auf der „Kosmos-Waage" entsprechend einstellen. Entlang des Zeigers könnt ihr dann das Gewicht auf dem Mond, dem roten Planeten Mars, dem Riesenplaneten Jupiter und auf der Sonne ablesen.

Wenn wir unsere Erde auch nicht verlassen und auf einem anderen Himmelskörper umherspazieren können, so zeigt unsere „Kosmos-Waage", welche ganz verschiedenen Bedingungen auf anderen Himmelskörpern herrschen und welches Gewicht wir dort hätten.

Kurzbemerkungen zu den Himmelskörpern der „Kosmos-Waage":

ERDE: Von der Sonne der dritte Planet, der als einziger in unserem Sonnensystem von Lebewesen bewohnt wird. Drei Fünftel der Erdoberfläche bestehen aus Wasser.

MOND: Genauer gesagt, unser Mond oder der Erdmond, da andere Planeten auch von Monden umkreist werden. Aus der Erdkugel ließen sich 48 Mondkugeln herstellen. Umkreist die Erde in rund einem Monat (genau 27,3 Tagen). Dabei wandert er am Himmel beständig weiter und verändert seine Lichtgestalt. Der Mond besitzt keine Luft, kein Wasser, so daß Lebensbedingungen nicht vorhanden sind. Die Oberfläche besteht aus großen Flachländern (Ebenen), Kratern, Ringgebirgen sowie langgestreckten Gebirgszügen.

MARS: Einer der beiden Nachbarplaneten, sein Durchmesser ist nur halb so groß wie der unserer Erde. Im günstigen Falle kann sich Mars 56 Millionen km der Erde nähern. Seine Oberfläche ist trocken und staubig – ein wüstenhafter Planet, der uns deshalb rötlich erscheint. Mit dem Fernrohr sind an den Polen helle Sonnenflecken zu erkennen, doch erst die Planetensonden haben uns gezeigt, daß es dort auch ähnlich wie auf dem Mond Krater und Ringgebirge gibt. Zeitweise herrschen auf dem Mars gewaltige Sand- und Staubstürme.

JUPITER: Der größte Planet im Sonnensystem; 1 300 Erdkugeln hätten in ihm Platz. Bis jetzt sind von ihm 14 Monde bekannt, vier davon kann man bereits in einem kleinen Fernrohr erkennen. Seine Oberfläche ist wegen der sehr dichten Wolkenhülle nicht zu beobachten. Im Fernrohr erkennen wir dunkle Streifen sowie einen großen roten Fleck auf der Wolkenhülle.

SONNE: Zentralgestirn in unserem Sonnensystem. Gewaltige Gaskugel, in der 1 300 000 Erdkugeln Platz hätten. Die Oberfläche der Sonne hat eine Temperatur von 6 000 Grad C, die Sonnenflecken, die wir in einem Fernrohr beobachten können, sind Gebiete, bei denen die Temperatur 1 500 bis 2 000 Grad darunter liegt.

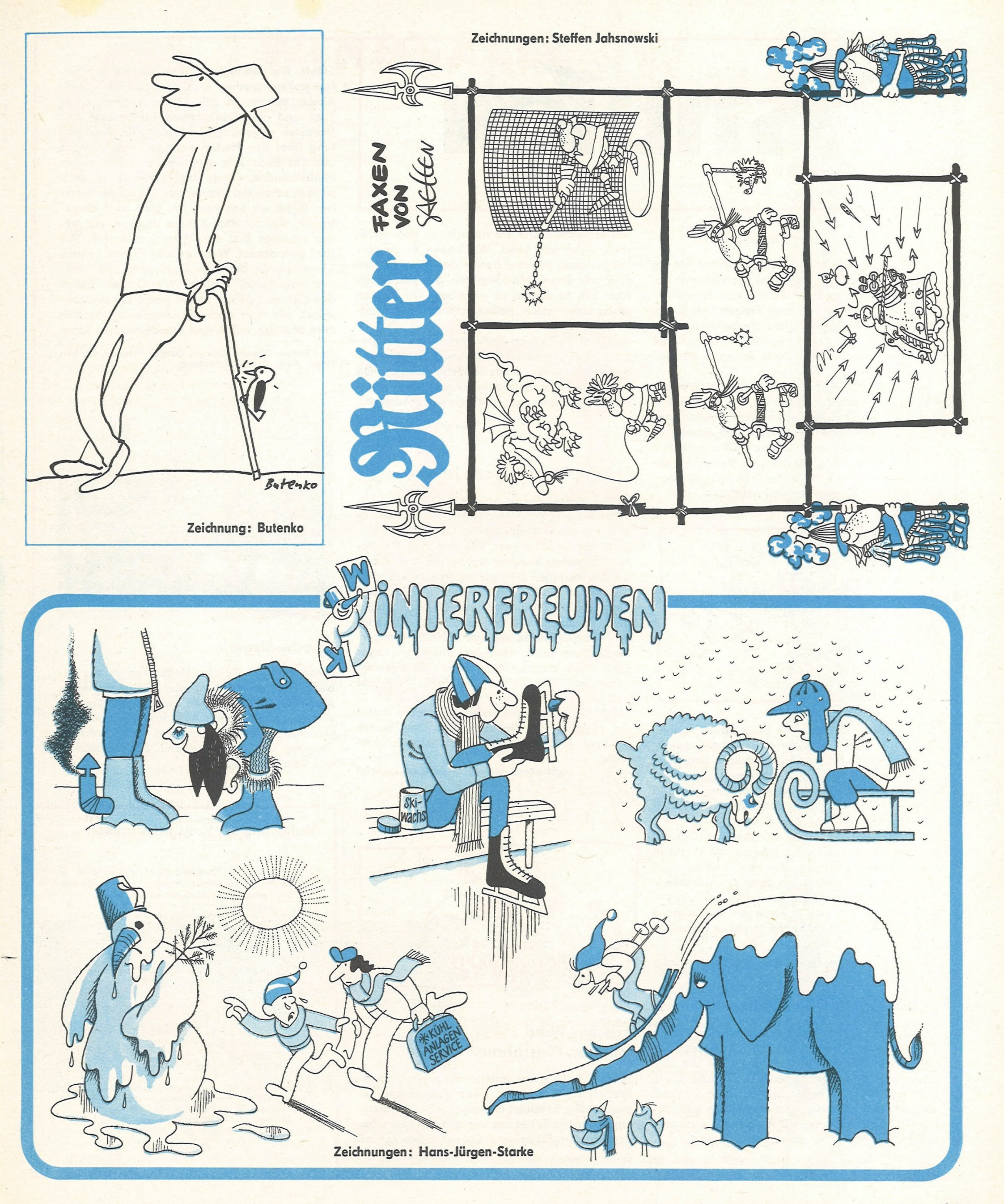
Die Sonne ist der wichtigste aller Sterne, durch sie erhalten wir Wärme und Licht, ohne sie gäbe es auf der Erde kein Leben. Die Sonne ist der Stern, durch den wir leben.

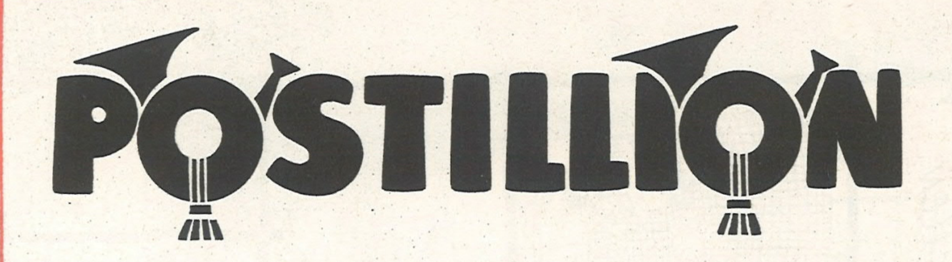
Wie man sich die Reihenfolge der Planeten merken kann: Die Anfangsbuchstaben des Spruches ergeben jeweils die Anfangsbuchstaben der Planeten in der Reihenfolge von der Sonne aus.

Mit	Merkur
Viel	Venus
Ernst	Erde
Muß	Mars
Jeder	Jupiter
Singen	Saturn
Und	Uranus
Nicht	Neptun
Pfeifen	Pluto

Arnold Zenkert



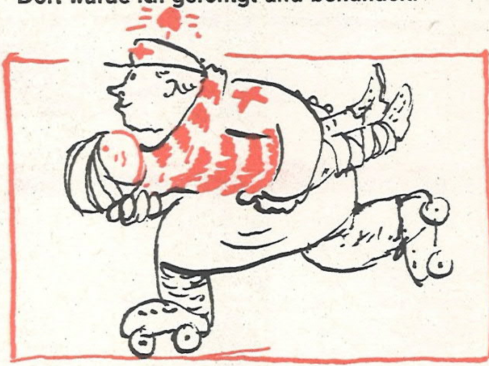

Butenko
Zeichnung: Butenko
Zeichnungen: Steffen Jahsnowski
Ritter
FAXEN VON Steffen
WINTERFREUDEN
Ski-wachs
KÜHL ANLAGEN SERVICE
Zeichnungen: Hans-Jürgen-Starke



Er fährt einen Krankenwagen

Herr Müller ist Arzthelfer und wohnt in der Jakobstraße 22. Er fährt nicht nur während seiner Dienstzeit in die Poliklinik vom Ernst-Thälmann-Werk. Auch in seiner Freizeit hilft er da, wo kranke Menschen seine Hilfe benötigen. Dafür gibt es sehr viele Beispiele. Ich selbst habe schon dreimal seine Hilfe in Anspruch nehmen müssen.

Als ganz kleiner Junge, Mutti sagt, ich war gerade drei Jahre alt, habe ich mir beim Fallen innerhalb von einem halben Jahr zweimal das Schlüsselbein gebrochen. Im ersten Schreck ist meine Mutti mit mir zu Herrn Müller gelaufen. Er hat ganz ruhig die nötigen Verbände angelegt und ist mit mir in die Poliklinik gefahren. Dort wurde ich geröntgt und behandelt.



Mit 6 Jahren habe ich mir beim Schlafengehen die Augenbraue auf der Nachttischkante aufgeschlagen. Das hat sehr stark geblutet. Herr Müller half wieder, ohne viel gefragt zu haben, klebte mir den ersten Schnellverband auf, und dann gingen wir in das Altstädtische Krankenhaus.

Auch das Loch in meinem Kopf von neulich hat er mir sofort bepflastert. Und so wie er mir in seiner freien Zeit geholfen hat, half er auch vielen anderen. Wenn ich dann einen Krankenwagen durch unsere Straßen fahren sehe, denke ich immer: Gut, daß es Ärzte und die Schnelle Medizinische Hilfe gibt, die so vielen Menschen helfen."

Klasse 8c der W.-Weitling-POS, 301 Magdeburg

Klub Junger Dolmetscher

Unser Klub Junger Dolmetscher befindet sich im Pionierhaus „Walter Ulbricht" in Radebeul. Wir treffen uns jeden Mittwoch um 16.30 Uhr. Zuerst teilt uns unsere Leiterin mit, welche Briefe wir zu übersetzen haben und aus welchem Land sie kommen. Häufig sind das Briefe aus der Sowjetunion und der VR Bulgarien, auch aus der ČSSR haben wir schon Post erhalten.

Wir sortieren die Briefe nach Junge oder Mädchen, Alter und Land. Wir haben es so einfacher, denn manche haben den Wunsch, sich z. B. mit einem Mädchen aus der UdSSR im Alter von 12 Jahren zu schreiben. Wir können ihnen dann sofort helfen, schnell eine Briefpartnerin zu finden.

Auch nehmen wir an Pionierfesten teil. An diesen Tagen verkaufen wir Ansichtskarten und anderes aus den Bruderländern. Dieses Geld kommt auf das Solidaritätskonto. Dann übersetzen wir Briefe und vermitteln neue Adressen.

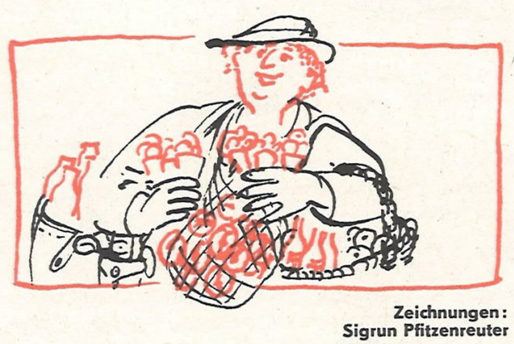
Sabine Otto, Radebeul

Unsere Patenbrigade ist Klasse!

Unsere Patenbrigade ist das Kollektiv des Urlauberheims „Adolf Hennecke" in Göhren. Es wird von Herrn Wolf geleitet. Unsere Patenbrigade hat 14 Mitglieder. Mit dem Kollektiv des Patenbetriebes kommen wir ausgezeichnet aus. An Wandertagen sind wir meistens zusammen. Als wir zum Schloß Granitz wanderten, brachte uns Herr Wolf während unserer Rast belegte Brötchen, Eis, Kakao und Fruchtmilch. Zu unserer Patenbrigade können wir jederzeit kommen. Sie hilft uns auch, wenn mal etwas in unserer Klasse nicht klappt. Unsere Feier verbringen wir immer im Heim. Es ist dann jedes Mal sehr lustig.

Zu den Zeugnisausgaben erscheint auch immer ein Mitglied der Patenbrigade. Den besten Schülern wird dann ein Blumenstrauß überreicht.

Ute Klemann, Göhren, „Frösi"-Korrespondent



Zeichnungen:
Sigrun Pfitzenreuter

Frischer Wind im alten Waschhaus

In den Herbstferien spielten wir oft wegen des Wetters im Waschhaus. Denn dort wäscht niemand mehr. Es haben alle eigene Waschmaschinen. Zuerst gefiel es uns wenig. Fahrräder standen in den Ecken und überall Schmutz und Staub. Wir überlegten. Wenn wir uns wohlfühlen wollen, machen wir's uns gemütlich. Zwei Kinder müssen in der Woche kehren. Einen Tisch und eine Bank haben wir besorgt und Gardinen angehängt. Ich habe eine Wandzeitung über den Herbst gestaltet – mit Witzen und Basteltips. Alle anderen malen Bilder über Herbstfreuden. Einige sind schon fertig. Jetzt sieht es schon viel schöner aus. Ein kleines Büchlein legen wir uns noch an. Dort wird eingetragen, wer mit dem Kehren dran ist und wer das schönste Bild des Monats zeichnete. Wir sind stolz darauf. Wenn es jetzt regnet, können wir uns gemütlich an den Tisch setzen und Weihnachtsgeschenke basteln. Wir Großen geben den Kleinen Tips und helfen ihnen. Wir staunten selbst, wie man doch die Umgebung verschönern und sich selbst eine Freude machen kann.

Jens Stelter, Claudia Grieser, Cathleen Herold, Norbert Hoyer, Antje Thiel, Reichenbach



Korbine-Sieger

Diese fleißigen Korbine-Helfer kamen aus Lebusa, Hadmersleben, Kraupa, Oberwellenborn, Jeggel und Dähre in die Hauptstadt. Sie besuchten anläßlich ihrer Auszeichnung durch den Generaldirektor der Zentralen Wirtschaftsvereinigung Obst, Gemüse und Speisekartoffeln den Palast der Republik.

Auflösung der Preisausschreiben

Heft 7/79:

S. 21: „Verehrte Abwesende": Lösung – Halle
S. 23: Knobelkennwort: Lösung – Entdeckungsreise
S. 31: Ferien-Foto-Preisausschreiben (Harz): Lösung – A = 4; B = 1; C = 2; D = 3
Beilage Ferienflaschenpost: Lösung – 18 Flaschen

Heft 8/79:

S. 2–3: Was gehört wohin?
Lösung – Neubrandenburg 4; Frankfurt 9; Cottbus 11; Berlin 5, 12; Elbe –; Harz 1, 4; Erzgebirge 4, 6; Saale 8; Zeitz 3; Dresden 7; Oberwiesenthal 10; Gera 2

Heft 9/79:

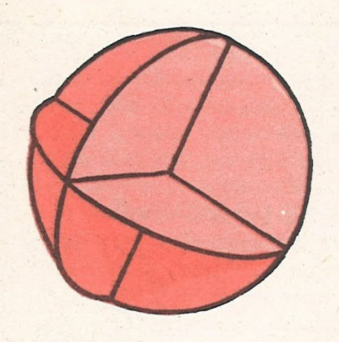
Sieh zweimal hin!: Lösung – 67 Berlin

Heft 10/79:

S. 11: Mäxchen und Tüte führen ein Interview. Sind Sie ein Zauberkünstler?: Lösung – Qualität

S. 18, 19, 22, 23: „Frösis"-Städtesuchfahrt-Geburtstags-Preisausschreiben: Lösung – Herzlichen Glückwunsch zum 30. Geburtstag der DDR
S. 33, 34, 35: „Frösis" Einstein-Tüfteltest:
Lösung – 1 = B; 2 = B; 3 = A; 4 = B; 5 = C; 6 = A; 7 = C; 8 = C; 9 = A; 10 = B.

WINDBÄLLE



Zum Gruppen-Faschingsfest oder zur Disko-Veranstaltung wird der Raum mit reichlich Papierschlangen „verschönt". Das geht sehr schnell und zeigt, daß es wieder einmal an den nötigen Einfällen gefehlt hat. Unser Tip: Windbälle! Fangt mit den Vorbereitungen für die Veranstaltung nicht erst fünf Minuten vorher an. Die Windbälle könnt ihr schon beizeiten auf Vorrat basteln.

Als Bastelmaterial braucht ihr dünnes, aber steifes Papier und etwas Geduld. Pappe oder fester Karton sind nicht geeignet. Die einzelnen Arbeitsgänge zeigen euch die Zeichnungen.

Abbildungen 1 bis 3:

Zeichnet euch drei gleichgroße Kreise auf, Durchmesser etwa 4 Zentimeter. Die Kreise werden in vier gleiche Teile geteilt. Mit Hilfe eines Winkelmessers oder eines rechtwinkligen Dreiecks geht das am besten. Halbiert anschließend durch genaues Messen den Radius der Kreise (Abb. 3).

Abbildungen 4, 5 und 6:

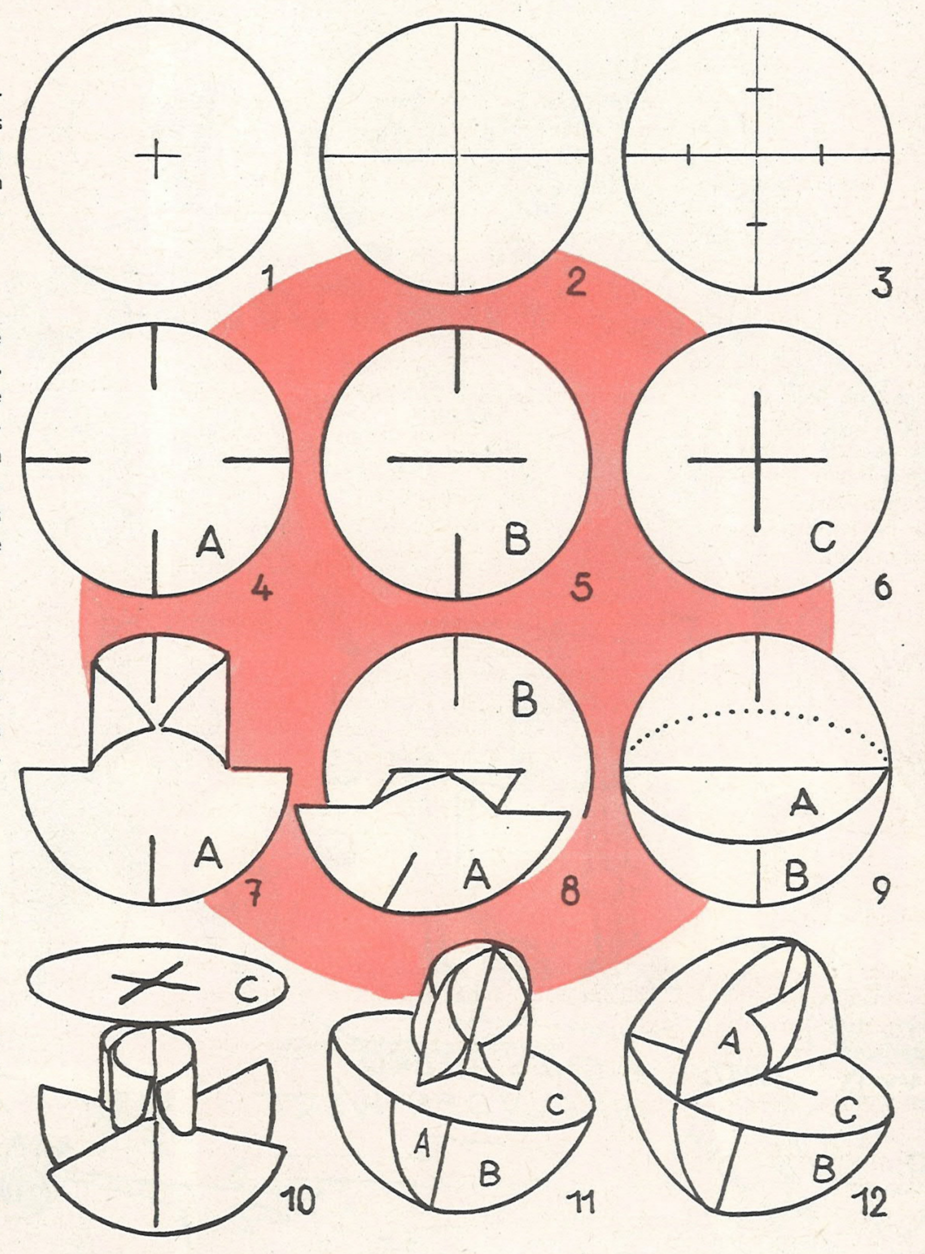
Schneidet die Kreise aus und die angegebenen Linien mit einem Messer sauber ein. Wenn ihr das nicht allein könnt, hilft bestimmt der große Bruder.

Abbildungen 7, 8 und 9:

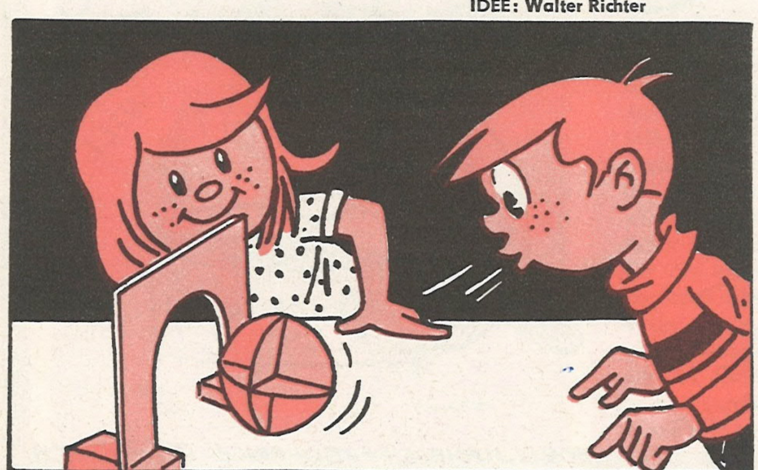
Die obere Hälfte des Kreises A etwas einrollen und durch den Schlitz des Kreises B schieben. Habt ihr das?

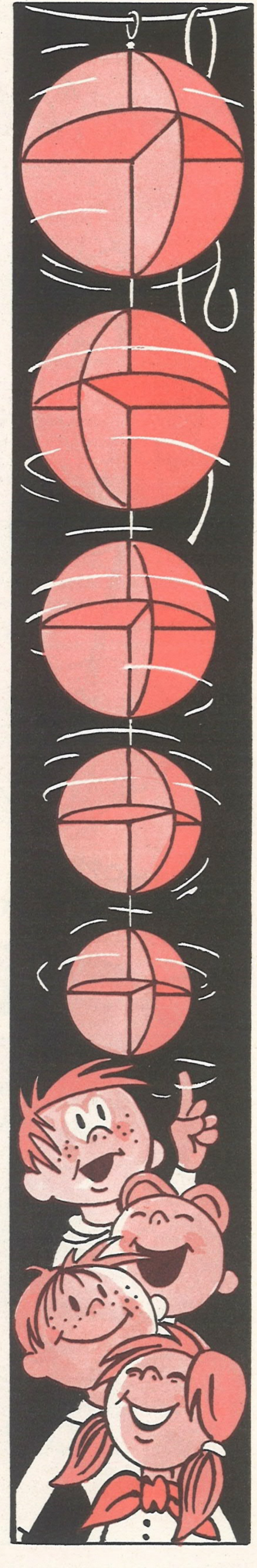
Abbildungen 10, 11 und 12:

Wie es die Zeichnungen zeigen, müßt ihr die Kreise A und B oben leicht einrollen und durch das Kreuz des Kreises C schieben. Anschließend werden alle Papierflächen geglättet. Ist euch der erste Ball gelungen, könnt ihr gleich den zweiten basteln.



Zeichnungen: Otto Sperling
IDEE: Walter Richter





Wenn ihr die Bälle in verschiedenen Größen „gebaut" habt, hängt sie an Fäden auf. Das wird bestimmt der schönste Schmuck für eure Veranstaltung. Die Bälle könnt ihr aber auch zu vielen anderen Zwecken verwenden. Sei es ein Pustewettstreit auf der Tischfläche oder ganz einfach als Windball im Freien. Anstelle von weißem Papier könnt ihr auch Buntpapier oder gut geglättetes Silberpapier nehmen.
Übrigens: Im Kindergarten wird man sich bestimmt auch über eine Winddalldekoration freuen!



Wer kennt neue Sprichwörter? Ulkige oder ernste Redewendungen schreibt an FRÖSI, 1056 Berlin, PSF 37.

IKONEN

Zum Bild des Monats

Wer schon einmal Ikonen im Original, nicht nur in mehr oder weniger guten Drucken gesehen hat, kann aus gutem Grund begeistert sein. Ikonen sind mittelalterliche, auf Holz gemalte Tafelbilder, wie wir sie im alten Rußland und anderswo zu Zwekken der Heiligenverehrung finden. Ich habe, bei Besuchen in Moskau und Leningrad, Hunderte von Ikonen gesehen. Mir kamen diese Bilder, in verschiedenen Größen, gehängt oft zu langen und hohen Wänden, den sogenannten Ikonastas, immer wie Schmetterlinge vor.

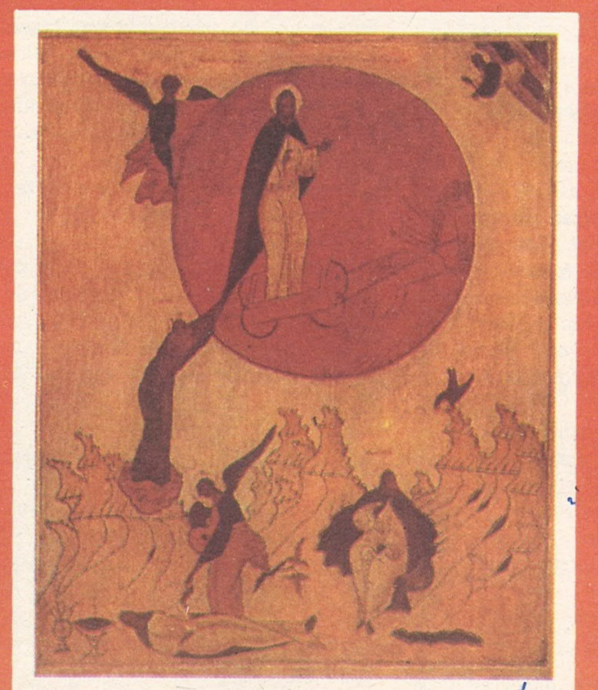
So „Der heilige Georg" vom Ende des 14. Jahrhunderts, eine farbenprächtige Ikone, die erzählt vom Kampf eines jungen Mannes gegen einen Drachen, dieser mehr ein Fabel- und Märchenwesen als eine Schlange oder ein Krokodil, zweifarbig, braun und grau, aus einem schwarzen Loch schlüpfend und dem Reiter genau unter die Füße. Die Gestalt des Georg, vom Christentum stilisiert, vom Volke geformt über die Jahrhunderte und von der Kunst als Motiv dankbar angenommen, wurde wegen seines Märtyrertodes verehrt, den der Soldat unter Kaiser Diokletian erleiden mußte. Er ist Vorwurf für viele Kunstwerke, Plastiken und Gemälde, nicht nur für Ikonen, aber besonders auch für sie. Wir finden neben dem „Heiligen Georg" aus dem 14. Jahrhundert auch die berühmte Ikone aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts „Das Wunder des Georg mit dem Drachen". Auch sie ein



Unbekannter Meister, Byzantinische Ikone – Gottesmutter von Wladimir (1. Hälfte des 12. Jh.), Tretjakow-Galerie, Moskau

Fotos: Horst Glocke

aus: „Lichtdrucke aus Dresden", Verlag der Kunst Dresden



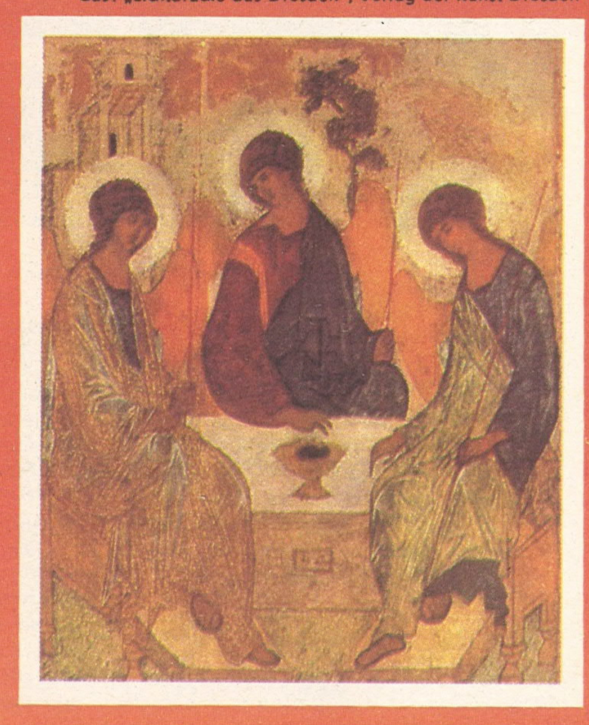
Unbekannter Meister, Russische Ikone – Himmelfahrt des Elias auf seinem Feuerwagen (Ende des 15. Jh.), Historisches Museum, Moskau

Beispiel von der unverwechselbaren Eigenart und Größe altrussischer Kunst.

Das 15. Jahrhundert war die Blütezeit der russischen Ikonenmalerei, tief verknüpft mit dem Namen des größten Ikonenmalers überhaupt, Andrej Rubljow, und der von ihm geschaffenen „Dreieinigkeit", ein Meisterwerk der Weltkunst, gemalt von einem Mönch in einer Zeit gewachsenen nationalen Selbstbewußtseins. Ein vorgegebener Gegenstand, durch christliche Überlieferung fast dogmatisch geprägt und festgelegt, er wird von den Ikonenmalern in größter farblicher Freiheit behandelt, so frei oft, daß gar der Tod heiter erscheint. Darüber erstaunen wir noch heute und freuen uns an Blau und Grün, Braun und Weiß, die untereinander genauestens abgestimmt sind in Harmonie. Bleiben wir beim Heiligen Georg, an dem es bei deutlichem Betrachten, sowohl der Ikone aus dem 14. wie der aus dem 15. Jahrhundert, mancherlei zu entdecken gibt – das schneeweiße Pferd, das scharf absticht gegen den roten oder gelben Himmel, der geführte Lanzenstoß mit dem rechten Arm gegen den Drachen, der züngelt mit Feuerzunge einmal an den Vorderhufen, einmal an den Hinterhufen des Pferdes, der flatternde Mantel des Reiters, die prächtige Rüstung Georgs, all das ist als Märchen behandelt. Vor allem sind es die Umrisse, die wir betrachten sollten, die Bögen, die Pferd und Reiter beschreiben und die wir mit dem Finger oder den Augen nachziehen können – einmal nach vorwärts gewandt, einmal rückwärts. Gerade diese Rückwärtswendung bei der Ikone aus dem 15. Jahrhundert hält den Schwung von Reiter und Pferd nicht an, sondern vergrößert ihn, und der Schwung ist nicht nur der Lanzenstoß selber, sondern insbesondere die Tat, die Tötung des Drachens wird auf diese künstlerische Weise verstärkt hervorgehoben.

Es gibt heute viele und auch sehr gute Drucke von Ikonen, Reproduktionen in Büchern oder als Wandbild. Natürlich ersetzt auch der beste Druck nicht das Original. Später, wenn ihr älter seid, werdet ihr vielleicht einmal – wie heute eure Eltern – in die Sowjetunion reisen, dann allerdings solltet ihr nicht versäumen, auch Ikonen, diese unvergänglichen Zeugnisse altrussischer Kunst, mit eigenen Augen zu betrachten, und ich bin sicher, ihr werdet begeistert sein, wie ich es war und bin.

Rulo Melchert



Andrej Rubljow (um 1360–1430), „Dreifaltigkeit", Tretjakow-Galerie, Moskau

Reise mit Reisepaß

Vor einem Jahr riefen wir in unserer Zeitschrift auf zur Reise ohne Reisepaß. Gesucht wurde das Freundesland Ungarn, wie es uns täglich in unserem Land begegnet. Viele schöne Mappen, Hefter und Chroniken brachte uns die Post. Die Auswahl der besten Einsendungen fiel schwer. Und doch waren sechs Pioniere mit ihren Arbeiten einfach Spitze.
Hier sind die Gewinner des 1. Preises: Birgit Rosenboldt aus Zeuthen, Corinna Thees aus Bad Saarow, Michael Dietrich aus Schwedt, Elke Dreßler aus Wolfmannshausen, Bianca Strohschein aus Lubmin und Erik Ratzmann aus Greifswald.
Am 18. Juli 1979 flogen diese sechs Pioniere nach Ungarn.



TAGEBUCH

Birgit (18. 7. 79, nachmittags): Ankunft

In Budapest wurden wir von den Kollegen der ungarischen Bruderzeitschrift „Pajtás" empfangen. Sie begleiteten uns im Auto zum Balaton, nach Zánka. Man kann sagen, daß Zánka eine richtige Pionierstadt ist. Ungefähr 3 000 Pioniere können hier ihre Ferien verbringen. Es ist ein großes, modernes Lager mit festen Häusern für den Sommer und Winter. Hier gibt es einen Kinosaal, eine Turnhalle, ein großes Sportstadion, eine Post, kleine Geschäfte und viele Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. Die Hauptsache für uns war natürlich der Strand. Ganz schön gestaunt haben wir über den Hafen mit zwei großen Segelbooten und Wassertretern.

Am nächsten Morgen wurden wir durch den Weckruf der Fanfare munter. Es war herrliches Badewetter, und wir gingen gleich nach dem Frühstück zum Strand. Hellgrün schimmernd lag der Balaton vor uns. Wir verbrachten fast den ganzen Tag am Wasser. Abends marschierten wir gemeinsam mit den ungarischen Pionieren unseres Lagers 3 zum großen Eröffnungsappell. Alle Pioniere trugen Festkleidung. Es war sehr feierlich. Jedes der sechs Lager bekam ein Banner überreicht.



Corinna (20. 7. 79): Balatonfüred

Wir bummelten ein wenig durch die Straßen von Balatonfüred in Richtung Strand und wurden von den vielen bunten Ständen angelockt. Selbstverständlich probierten wir auch das ungarische Eis. Es schmeckt prima. Nachdem wir uns die Strandpromenade angesehen hatten, entdeckten wir an einem Obststand Melonen – die ersten in diesem Sommer.
Abends hatten wir Karten für ein Folklore-Ensemble. Wir bewunderten die rhythmischen, temperamentvollen Tänze und farbenfrohen Kostüme.

Bianca (23. 7. 79): Badacsony

Der Zug schlängelte sich am Ufer des Balaton entlang, vorbei an Weingärten und hübschen, sehr modern gebauten Ferienhäuschen. In Badacsony gefiel es uns so gut, daß wir noch einmal eine Tagestour dorthin machten. Das war dann am 26. Juli, einem sehr heißen Tag. Wir machten uns gleich früh auf den Weg, ausgerüstet mit Verpflegungsbeutel und Fotoapparat. Es war ziemlich anstrengend, bei dieser Hitze bergauf zu wandern. Unter einem großen Nußbaum im Garten eines Weinrestaurants fanden wir ein schattiges Plätzchen. Der Panoramablick von hier oben auf Weingärten und Balaton entschädigte uns für die anstrengende Wanderung. Bei kühler Brause und belegten Broten saßen wir hier ein Weilchen. Erik, der Jüngste unserer Gruppe, hatte etwas Pech. Er war aus Abenteuerlust einen kleinen Abhang runtergerutscht und in den Brennnesseln gelandet. Sehr tapfer ließ er sich dann sein Bein kühlen, und bald war alles vergessen. Auf dem Rückweg machten wir an den bunten Ständen halt und kauften einige Andenken. Michael kaufte eine Korbflasche und ließ sich ungarischen Wein einfüllen. Damit wollte er seine Eltern überraschen.

Michael (27. 7. 79): Tihany

In Tihany hat es mir besonders gefallen. Die Abtei-Kirche, das Wahrzeichen von Tihany, steht hoch auf einem Berg. Sie ist sehr kunstvoll ausgestattet. Besonders die Holzschnitzereien haben mir gefallen. Unter dem Altar befindet sich eine Gruft mit dem Grab des Königs Endre I., dem Erbauer der Kirche.
Mit Blasmusik fuhren wir zurück ins Pionierlager. Abends stand ein Beatkonzert der ungarischen Gruppe Illes auf dem Programm. Erik und ich waren sehr müde, und außerdem war uns die Musik viel zu laut, und so gingen wir ein wenig früher als die anderen ins Bett.

Elke (30. 7. 79): Abschied

Der vorletzte Ferientag wurde noch einmal so richtig zum Baden und Spielen am Strand genutzt. Abends war uns allen irgendwie traurig zumute. Wir tauschten mit unseren ungarischen Freunden Adressen und kleine Geschenke aus. Erik und Michael hatten ihre Pionierhemden verschenkt und bekamen von ihren Freunden ungarische. Sie beschlossen, so nach Hause zu fahren.
Morgens – ganz früh – ging es wieder nach Hause. Beim Gutenachtsagen gab es Tränen. Wir haben uns aber gegenseitig versprochen, gleich zu schreiben. Birgit und Corinna wollen sogar zu Hause Ungarisch lernen und haben sich kleine Wörterbücher angelegt. In der Redaktion „Pajtás", wo wir am letzten Tag unserer Reise zu Gast waren, fragte man uns nach dem schönsten Erlebnis während der vierzehn Tage in Zánka. Es fiel uns schwer, nur ein Erlebnis hervorzuheben.

Fotos: Renate Bredereck

Wenn es zu stürmisch oder zu neblig ist, dann starten und landen sie noch – Flugzeugführer der Luftstreitkräfte der NVA.
Einer von ihnen ist Genosse Eberhard Wolf, „Verdienter Militärflieger" der NVA. „Frösi" besuchte ihn im Jagdfliegergeschwader „Hermann Matern".

Der Satz des Pythagoras

Er dürfte eine der leichtesten mathematischen Formeln sein, mit denen Flugzeugführer zu tun haben. Als wir den Flugvorbereitungsraum betraten, dachten wir eher, bei Kandidaten für eine kommende Matheolympiade zu sein, als bei Soldaten, die sich auf ihren Flug im Strahltriebjäger vorbereiten.

Aber mit dem Motto „Rein in das Flugzeug – und ab geht die Post!" ist hier überhaupt nichts zu machen. Jede Übung, die von den Genossen in der Luft geflogen wird, spielen sie erst einmal auf dem Boden theoretisch durch. Die Flugzeugführer einer „Kette" – das sind mehrere Flugzeuge, die in der Luft gemeinsam operieren – gehen mit ihrem Kettenkommandeur, Genossen Wolf, jede Einzelheit der Gefechtsaufgabe durch. Da ist zum Beispiel die Navigation, die jeder Genosse beherrschen muß. Nur eine Minute auf dem falschen Kurs zu fliegen, bedeutet für ein modernes Jagdflugzeug, rund 15 Kilometer vom Kurs abzukommen!

Die Flugzeugführer wissen, daß jede Gefechtsaufgabe in der Luft nur so gut erfüllt werden kann, wie man sie auf der Erde vorbereitet. Dazu gehört auch die Technik des Strahltriebjägers, seine Bewaffnung und auch die gute gesundheitliche Verfassung des Menschen. Während des Fluges wirken auf ihn ständig Lasten bis zur sieben- bis achtfachen Größe seines eigenen Körpergewichtes ein. Mit dieser hohen körperlichen Belastung muß er sich auf die Kontrolle seiner Fluginstrumente und auf das Geschehen außerhalb seiner Kabine konzentrieren können. Wer wüßte das besser als Genosse Eberhard Wolf, der die jungen Soldaten seiner Kette anleitet und ihnen die reichen Erfahrungen aus mehr als 2 000 Flugstunden als Flugzeugführer der NVA (das sind rund 90 Tage ununterbrochene Flugzeit!) vermittelt.

Vom Kohleschacht zur Mig 21

Aus dem Dresdener Elektromonteur Eberhard Wolf wurde 1951 bei der Wismut ein Kohlekumpel unter Tage. Ein Kindheitstraum ging für ihn mit dem Flug in einem Segelflugzeug der GST in Erfüllung. Dann folgte 1954 die Ausbildung auf einem Motorflugzeug. Und 1957 war aus dem Kohle-

kumpel schon längst der Flugzeugführer Eberhard Wolf geworden. Die Flugzeugtypen, die er als Soldat beherrschen und meistern lernte, wechselten, aber immer bildete Genosse Wolf als Kettenkommandeur oder Kommandeur einer Staffel junge Menschen aus, führte sie an die Erfüllung ihrer Gefechtsaufgaben heran.
Dazu gehören viele Grundfertigkeiten; das Fliegen eines Flugprogrammes bei Tag und Nacht, bei jeder Witterung, das Beherrschen und Benutzen aller Kampfeigenschaften des Strahltriebjägers und – das hämmert Genosse Wolf seinen Genossen immer wieder ein – die optimale Landung. Landen heißt: in etwa 40 Sekunden eine Vielzahl von Faktoren korrigieren können. Da muß die Anflughöhe, die Geschwindigkeit, der Neigungswinkel der Maschine zur Landebahn stimmen, da müssen Witterungseinflüsse berücksichtigt werden, damit die Landung „butterweich" wird! Schließlich heißt fliegen auch landen! Die Flugzeugführer schätzen das Wissen und Können ihres Kettenkommandeurs, der von sich sagt: „Wenn ich einmal nach Hause gehe, habe

frühzeitig mit dem Training beginnen! Jeden Morgen einige Liegestütze und Kniebeugen sind schon ein Anfang. Ebenso wichtig sind aber auch die Charaktereigenschaften Ehrlichkeit, Konsequenz und ein hohes politisches Wissen, die man nicht nur als Flugzeugführer haben sollte. Einfach nicht vor bestimmten Dingen die Augen verschließen, auch mal einen Fehler eingestehen!
Das fängt in eurer Pioniergruppe an, wenn es Dinge gibt, die nicht stimmen. Nennt sie beim Namen, damit ihr sie verändern könnt. Und in unse-


Verantwortungsvoller Dienst im Flugleitstand

Flugzeug-führer



Kettenkommandeur Wolf mit einem seiner Flugzeugführer – erste Auswertung nach dem Flug

ich trotzdem noch nicht alles gelernt, was es in meinem Beruf zu erlernen gibt!" Genossen Eberhard Wolf wurde 1974 die Auszeichnung „Verdienter Militärflieger" verliehen. Er war bei vielen schwierigen Aufgaben dabei, die es in der Luft zu meistern galt. Sein Rezept – viel Sport treiben, um körperlich fit zu bleiben!

Drei „heiße" Tips . . .

für alle, die einmal Flugzeugführer unserer NVA werden möchten. Eberhard Wolf braucht nicht lange zu überlegen.
„Da sind einmal sehr gute schulische Leistungen notwendig. Ein modernes Flugzeug ist ein hochkompliziertes technisches Gerät. Da ist hohes Wissen notwendig! Aber auch sportlich muß man auf der Höhe sein! Also,

rer Armee können Gefechtsaufgaben nur erfüllt werden, wenn alle Genossen mitziehen. Bei uns in der Fliegerei sind Egoismus und vielleicht sogar Überheblichkeit Gift für einen Flugzeugführer. Damit einer von uns in der Luft fliegen kann, müssen etwa fünfzig Genossen für ihn am Boden arbeiten! Unsere Gefechtsaufgaben kann nur ein gutes Kollektiv lösen, bei dem der Flugzeugführer das letzte Glied einer Kette ist!
Bestimmt haben viele von euch den Wunsch zu fliegen. Hohes Wissen, eine gute sportliche Ausbildung, Ehrlichkeit und kollektives Denken – das sind nur einige Eigenschaften, die ein Flugzeugführer braucht. Und er muß mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit mithelfen, daß wir immer stärker sind als der Gegner.
Für mich persönlich war der 13. Februar 1945 ein schreckliches Erlebnis. Dresden fiel unter amerikanischen Bomben in Schutt und Asche. Damit so etwas nie wieder möglich wird, sind wir da!"

Was tut ein Flugzeugführer, wenn er nicht fliegt?

Genosse Wolf lacht. „Meine Hobbys sind meine Familie, meine Frau, die für ihren ‚fliegenden Ehemann' immer viel Verständnis aufbrachte, meine drei Söhne und meine Briefmarkenalben!"
Doch jetzt gehen Genosse Wolf und die Flugzeugführer seiner Kette zur medizinischen Untersuchung vor dem Start. Bald wird es für sie wieder heißen: Start frei!

Text: Klaus Trecke
Fotos: Militärverlag der DDR/Fröbus



Vom Brummen und Kopfsummen

Wird den Bären,
die den ganzen Tag brummen,
am Abend vom Brummen
ihr Wuschelkopf summen?

Nein,
sie brummen nach außen
und nicht in sich rein.

Reinhard Gundelach

Bäume träumen

Im Schnee,
die Buchen
fluchen.

Im Wind,
die Pappeln
brabbeln.

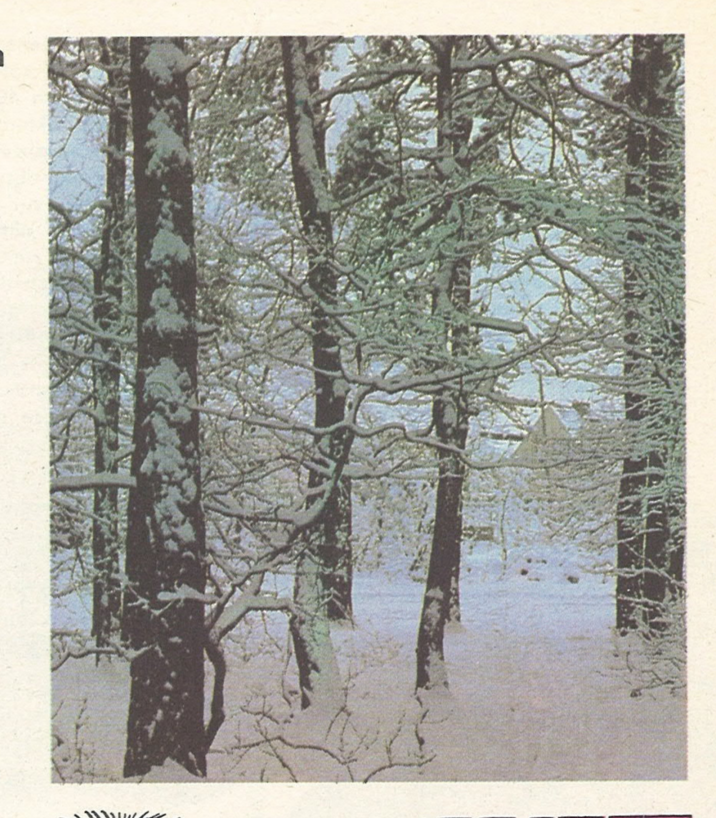
Im Sturm,
die Weiden
leiden.

Im Regen,
die Eichen
weichen.

Die Kiefern,
die Birken,
die Fichten,
ließen sich
auch verdichten.

Doch kannst du
für sie und Linden
passende
Reimworte finden?

Reinhard Gundelach



KNEIF ZANGE



Mehr Schweinchen

Manchmal,
da könnt ich sie beinah beneiden,
die beiden!
Was wissen denn die schon
vom Zähneputzen?
Vom Ellbogenschrubben und Seifebenutzen?
Vom Nägelschneiden und Lockendrechseln,
Ohrensäubern und Wäschewechseln?
Von Argusaugen und Halskontrollen,
wenn wir mal nicht wollen?
Die fragt keiner:
Ist auch dein Taschentuch sauber?
Zeigt her eure Füßchen
und ähnlichen Zauber.
Die wienern für keine Disko
die Schuhe,
und man läßt sie auch
mit Herrn Knigge in Ruhe!
So leben sie eben –
zwar ungebührlich,
doch, was sie auch anstelln,
man nennt es „possierlich"!
Ob schmatzen, ob patzen,
ob klieren, ob kleckern:
Ich geb euch mein Wort,
kein Mensch kommt meckern!
Die haben halt
richtiges Schwein im Leben!
Oder sollte es hier noch
MEHR SCHWEINCHEN geben?

Christamaria Fiedler

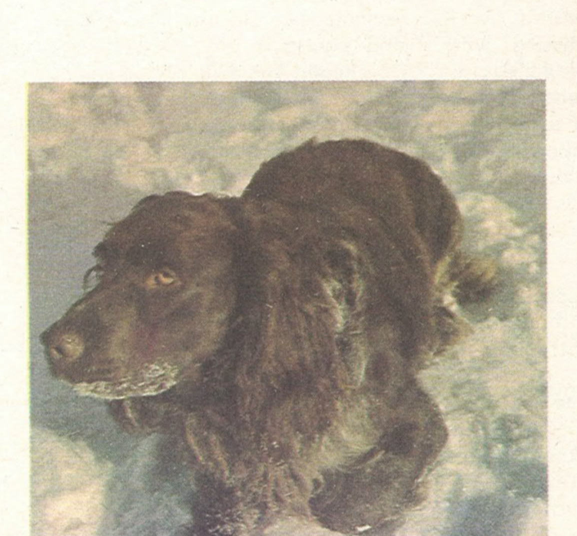
An einen Hund im Schnee

Wenn ich aus meinem Fenster seh
erblicke ich dich dort im Schnee,
wie du geduldig harrst.
Ich weiß genau, was du jetzt denkst,
wenn seufzend du die Schnauze senkst
und auf die Haustür starrst.

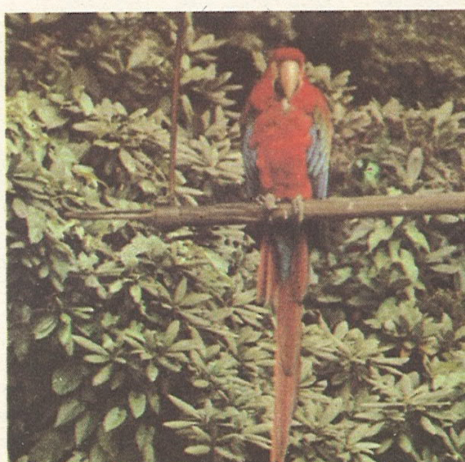
Du registrierst mit viel Verdruß,
daß ich hier oben büffeln muß,
was fast das Fell dir sträubt.
Du möchtest ab in die Natur,
dich lockt im Feld die Rebhuhnspur
und Weiß, das lustig stäubt.

Mein Lieber, überlege dir,
was bringt uns beiden eine Vier?
Erst recht kein Spiel im Schnee!
Darum geduldе dich noch was,
ich mach erst mal Pythagoras . . .
Okay?

Christamaria Fiedler



Fotos: 15. Oberschule Berlin-Köpenick (1)
Hilmar Schubert (2), Herbert Schier (2)



Flieg, du Vogel, flieg!

Gegebenen Falles,
einer meint,
er könne alles.
Voller Tatendrang
'nen Baum erklimmt
und sich noch
die Freiheit nimmt
zu prahlen:
„Jetzt flieg ich
in den weiten Raum."
Dem glaub ich nicht.
Ich sag ihm nur –
da bin ich stur:
„Na, flieg,
du Vogel, flieg."
Und was geschieht?
Er fliegt! Er fliegt! –
Doch nur vom Baum.
Bricht sich dabei
den großen Zeh
und stellt verdattert fest:
„Wenn man's nicht kann,
tut fliegen weh!"

Reinhard Gundelach

Bezirk Potsdam



Drei mit einem Strich

Verbinde die beiden Pfeilspitzen mit einem Bleistiftstrich. Du findest so drei bekannte Städte dieses Bezirkes.

Trage die gefundenen Städtenamen in die kleinen Fenster unseres Bauwerkes ein. Hast du die richtigen Städtenamen in passender Reihenfolge eingetragen, führen dich die Symbole in den Kästchen der unteren Reihe zu dem Namen eines weltberühmten Barockschlosses in der Bezirksstadt.

Schreibe diesen Namen auf eine Postkarte. Schicke diese an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Einsendeschluß: 15. Februar 1980

Zeichnung: Alfred Hunstock

1 700 Kilometer beträgt die Entfernung von Hanoi nach Ho-chi-Minh-Stadt, vergleichbar mit der Strecke Berlin–Moskau.
Den 17. Breitengrad, einst die Trennung zwischen Nord- und Südvietnam, haben wir schon überflogen, als die Jak 40, eine kleine Düsenmaschine, zur Zwischenlandung in Da Nang ansetzt. Malerisch liegt der Flughafen in Berge eingebettet.
Alexander, ein bulgarischer Journalist, macht mich auf die vielen halbkreisförmigen Gebäude, die Hangars, aufmerksam. Da Nang war ein wichtiger militärischer Stützpunkt der amerikanischen Aggressoren während des Krieges. Der Flugplatz ist angefüllt mit Kampfflugzeugen und Hubschraubern der besiegten Amerikaner und der ehemaligen Saigoner Marionettenarmee.
Nach kurzer Pause, in der die Jak aufgetankt wird, starten wir wieder.

Ho-chi-Minh-Stadt

Reiseerlebnisse (III) von Gertraude Rüdiger



Bunt und abwechslungsreich ist die Landschaft, die spielzeuggleich unter uns liegt: grüne Wälder, reife goldene Reisfelder und überall dazwischen viel Wasser, Seen, Teiche, Flüsse.
Plötzlich wird die Erde braun. Wie tot liegt sie unter uns, kein grüner Fleck ist zu erkennen. Der Journalist erzählt mir, daß dies das „Gebiet der verbrannten Erde" ist. Hier haben die Amerikaner im Krieg biologische Waffen eingesetzt und die Wälder des Südens mit 70 Millionen Litern Pflanzengift überschüttet. Dadurch wurden nicht nur große Teile der Pflanzen- und Tierwelt für Jahrzehnte zerstört, sondern auch die Gesundheit der Menschen.
Ergriffenheit liegt in Alexanders Stimme. Beide können wir die Unmenschlichkeit einer solchen Tat nicht begreifen. Glücklicherweise wissen wir, daß sich fortschrittliche Wissenschaftler aus der ganzen Welt darum bemühen, das tote Land wieder zum Leben zu erwecken. Auch Wissenschaftler aus unserer Republik sind dabei. Ich bin stolz darauf, in dem Teil der Welt zu leben, der aufbaut, nicht zerstört.

*

Meine Kollegen und ich haben wenig freie Zeit in Ho-chi-Minh-Stadt, viele dienstliche Termine sind zu erfüllen. Wir werden Trikotagemuster auswählen und im Auftrag des Außenhandels Importverträge abschließen. Ich nutzte jede freie Minute, um einen Eindruck von der Stadt zu bekommen, die man früher „Perle des Orients" nannte. Hier ist das Straßenbild noch bunter und vielfältiger als in Hanoi, das südlichere Temperament entfaltet sich. Etwa 3,5 Millionen Menschen leben zur Zeit in dieser Stadt. Das Zentrum wird von Hochhäusern bestimmt, Hotels und ehemaligen Banken aus aller Welt. Dazwischen stehen die ein- und zweigeschossigen Wohnhäuser mit luftigen Balkons und blumenbepflanzten Dachgärten. Von meinem Hotelzimmer im 13. Stock aus kann ich gut beobachten, wie dort die Vietnamesen ihren Frühsport ausüben. Auf Gesunderhaltung von Körper und Geist legt man im ganzen Land großen Wert.
Im Erdgeschoß der Wohnhäuser befinden sich meist kleine Geschäfte und Werkstätten. Durch manche offene Wohnungstür kann ich Handwerkern und auch kleinen Strickereibetrieben direkt bei der Arbeit zusehen. Viele bauen aber einfach ihren Arbeitstisch vor der Tür auf der Straße auf. Das Klima bietet sich dazu an. Hier im Süden ist es das ganze Jahr über heiß, aber in Ho-chi-Minh-Stadt weht vom nahen Meer her ein kühler Wind.
Händler bestimmen das Straßenbild. Ihre Waren haben sie vor sich ausgebreitet. Es gibt sogar Straßen, die nach den einzelnen Warengruppen gegliedert sind. In der sogenannten „Porzellanstraße" sitzt ein Händler am anderen auf dem Bürgersteig, vor sich ein Sortiment von Tassen, Tellern, Töpfen und Porzellanlöffelchen. Auf den Straßen sind Unmengen von Radfahrern unterwegs, Fahrradrikschas und kleine leichte Honda-Motorräder. Nicht selten kommt es vor, daß zwei Erwachsene und drei Kinder zur gleichen Zeit auf einem Motorrad sitzen.
Am besten gefallen mir die Obstverkaufsstände, die unter ihrer süßen Last fast zusammenzubrechen drohen. Sehr dekorativ sind sie aufgebaut. Schönheitssinn und die Liebe zu bestimmten Farbspielen scheinen den Vietnamesen angeboren zu sein. Das sieht man auch an den wunderschönen, wadenlangen, bis zur Taille geschlitzten Kleidern der Frauen und Mädchen. Weiße oder schwarze seidene lange Hosen tragen sie darunter, die im Wind flattern. Jede Farbe hat eine bestimmte Bedeutung, darauf haben mich meine Geschäftspartner bei der Auswahl von Trikotagen aufmerksam gemacht. Zum Beispiel bedeutet weiß – Reinheit, lila – Treue, rosa – Sanftheit. Blau steht als Symbol für ein friedliches Leben. Die alten Überlieferungen sind in diesem Volk noch tief verwurzelt.
Doch nun zu den schmackhaften Früchten dieses Landesteiles. Ananas, Papaya, Bananen, Kokosnüsse und eine Menge anderer Früchte, die mir völlig unbekannt sind, werden hier zum Kauf angeboten. Sie sind ganz frisch und eine wahre Gaumenfreude. Um ihre Köstlichkeit zu beschreiben, will ich eine Geschichte über die „Fünf-Schläge-Frucht" erzählen, die ich hier gehört habe:
Es war einmal ein kleiner Junge. Er lebte mit seinen Eltern in Saigon, dem heutigen Ho-chi-Minh-Stadt. Jeden Tag, wenn er aus der Schule kam, kletterte er über den Zaun in den Garten des Nachbarn und stahl dort einige Pampelmusen vom Baum. Es war eine köstliche, besonders saftige Art von Früchten, und mit viel Vergnügen aß er sie auf. Eines Tages jedoch erwischte ihn der Nachbar beim Stehlen, faßte ihn am Kragen und schimpfte ihn aus. Der Nachbar sagte zu dem Jungen: „Ich werde dir jetzt fünf harte Schläge auf deinen Hosenboden geben. Wenn du die aushältst, ohne zu schreien, kannst du dir künftig ungestraft die Früchte von meinem Baum holen!" Gesagt – getan. Weil er die Pampelmusen gar so gern mochte, biß der Junge die Zähne zusammen und hielt die fünf Schläge wirklich aus, ohne zu schreien.
Seit dieser Zeit heißt diese besonders saftige Sorte von Pampelmusen hier „Fünf-Schläge-Frucht". Ich habe sie

gegessen. Sie ist so gut, daß ich mir sogar zehn Schläge geben lassen würde, ohne zu schreien, wenn ich sie mir dafür auch immer holen könnte!

*

Beim Stadtrundgang fällt es mir besonders auf: überall wohin man schaut, Kinder, Kinder, freundlich, lustig, wißbegierig. Aber gerade hier sind die sozialen Probleme, Erbe einer kolonialen und kapitalistischen Vergangenheit, noch groß. Das beweisen nicht zuletzt einige bettelnde Kinder auf der Straße. Mehr als hunderttausend von ihnen gab es vor der Befreiung in der Stadt Saigon. „Staub des Lebens" nannte man sie. Sie waren ausgestoßen, ausgesetzt, verwaist, allein. Sie lebten auf den Straßen, auf den Märkten und schliefen unter Brücken. Ihren Lebensunterhalt bestritten sie durch Diebstahl und Betteln. Sie traten in Banden auf. Mutterliebe hatten sie nie kennengelernt, auch kein eigenes Zuhause. Nach der Befreiung wurde ihnen vom Staat eine Heimstatt gegeben. Mit viel Liebe und Geduld werden sie umsorgt, können lernen, spielen, sich satt essen, haben ein eigenes Bett. Aber die Unterbringungsmöglichkeiten reichen noch nicht für alle aus.

Doch ich sehe auch das neue Vietnam: Kindergärten, in denen sauber gekleidete Kinder liebevoll betreut werden. Bei einem Abendspaziergang entdecke ich durch eine offene Tür eine Jugendgruppe, die unter dem Bild Ho chi Minhs lernt und versucht, das aufzuholen, was ihr unter dem alten kapitalistischen Regime und in den Kriegsjahren versagt blieb.

Das neue Vietnam erlebe ich auch beim Besuch des ehemaligen Thieu-Palastes. Hier hatte Thieu, der Präsident des Marionettenregimes der USA in Südvietnam, seinen Sitz. Heute heißt der Palast „Palast der Einheit". Er ist als Revolutionsmuseum zur Besichtigung für die Öffentlichkeit freigegeben.

Ein junger Südvietnamese, Nguyen van Thuan, erzählt die Geschichte des



Gebäudes, das ursprünglich 1868 unter Herrschaft der Franzosen gebaut wurde und Sitz des Oberbefehlshabers von ganz Vietnam war. Begeisterung klingt in seiner Stimme auf, als wir auf dem Dach des Palastes stehen und er zum jüngsten Teil der Geschichte dieses Gebäudes kommt. Er zeigt die Stelle, an der die revolutionären Truppen 1975 nach der siegreichen Durchführung der Operation mit dem Namen „Ho chi Minh" die Fahne der Revolution gehißt haben. Eine gradlinige Allee führt von hier aus direkt in das Zentrum der Stadt. Das ist die Richtung, aus der die Hauptangriffe auf den Thieu-Palast gestartet wurden, von Norden, Richtung Hanoi. „30. April" heißt die Allee heute. Dieser 30. April 1975 ist der wichtigste Tag in der Geschichte des vietnamesischen Volkes. Zum erstenmal war das ganze Land frei von Fremdherrschaft und Unterdrückung. Nach diesem Tag fanden im „Palast der Einheit" wichtige Sitzungen von Partei- und Staatsführung in Vorbereitung der Vereinigung des Landes statt.

Ehrfürchtig betrachte ich den historischen Boden, auf dem ich stehe. Da kommt mir eine Vermutung. Ich frage meinen jungen Führer, wo er während der Zeit der Befreiung war. Ein Lächeln macht sich auf seinem Gesicht breit. Er erzählt, daß er selbst unter den Soldaten war, die als erste den Regierungspalast besetzten, daß er die Fahne der Befreiung auf dem Dach hißte.

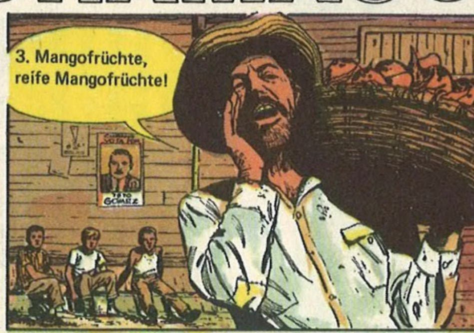
Der ganze Stolz, die Kraft und die Begeisterung des vietnamesischen Volkes leuchten dabei aus seinen Augen.

Fotos: Vasco Filipov



ERINNERUNGEN DES CHAMACO

















Idee: Fidel Morales
Zeichnungen: R. Alfonso Cruz
Übersetzung: Karin Titze

In Kuba gab es vor der sozialistischen Revolution viele Kinder, die nicht zur Schule gehen durften und später keine Arbeit fanden. Aus Hunger wurden sie zu Dieben und kämpften auf ihre Weise gegen die Habsucht der reichen Plantagenbesitzer.







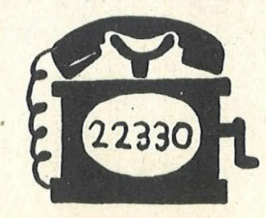








Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler, Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschik,



Dipl.-Ing. E. Schulze, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.



Nowgoroder Ikone – Der heilige Georg
Ende des 14. Jahrhunderts, Staatliches Russisches Museum, Leningrad
(Nach einer Druckvorlage des VEB Verlag der Kunst Dresden)